

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.3 /2014

Brunnenthal, 7.September 2014

Gott hat jedem Menschen etwas gegeben, womit er andere glücklich machen kann. (Phil Bosmans)

Liebe Schwester, lieber Bruder,



wenn wir diese Tatsache doch immer im Hinterkopf hätten!
Die Fähigkeit, andere glücklich zu machen oder ihnen Freude zu bereiten wurde von Gott jedem Menschen gegeben.

Es ist zudem keine Fähigkeit, die nur dann und wann zur Verfügung steht, sondern immer, auch dann, wenn es einem selbst nicht gut geht.

Wir alle haben es doch x-mal erlebt, dass uns jemand eine Freude bereitet und uns glücklich gemacht hat, dessen Lebensumstände alles andere als erfreulich und beglückend gewesen sind.

Erinnerungen an Indien werden da gleich in mir wach: Welche Freude und welches Glückselbst haben die armen Kleinbauern bei Fr. Roby in dem Dorf im Punjab oder die Straßenkinder bei Fr. Anand in Secunderabad und Nalgonda ausgestrahlt und uns dadurch erfreut und glücklich gemacht! Aber niemand muss nach Indien fliegen, um Derartiges zu erleben.

Unser ganz gewöhnlicher Alltag hier und jetzt bietet uns ständig Gelegenheiten zu geben und zu empfangen, zu erfreuen und glücklich zu machen und uns erfreuen und glücklich machen zu lassen.

Unser Problem liegt sicher nicht darin, dass es bei uns keine Menschen gäbe, die andere erfreuen und glücklich machen. Es liegt auch nicht darin, dass es uns selbst an der Fähigkeit oder an der konkreten Möglichkeit im Alltag

mangelt. Zu allererst sind es unsere Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit, dann kommen unsere Fantasielosigkeit und unser so oft vorhandenes völlig unnötiges und auch unsinniges Festsitzen in negativen Stimmungen.

Fangen wir wieder damit an, von der ersten Begegnung am Morgen bis zu letzten am Abend unsere Fähigkeit wahrzunehmen und bei allen sich bietenden Gelegenheiten einzusetzen!

Wenn wir Jesu Wunsch und Verheißung ernst nehmen, dann sind wir uns der Quelle bewusst, aus der heraus wir selbst froh und glücklich sein, sowie andere erfreuen und sie glücklich machen können: „Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird.“(Joh 15,11)

Freude ausstrahlen und Freude bereiten müsste doch das Markenzeichen jedes Christen sein.

Papst Franziskus hat in seinem Rundschreiben „*Evangelii gaudium*“ (die Freude des Evangeliums) das deutlich herausgestellt und dazu aufgerufen, von dieser Freude erfüllt Boten der Frohen Botschaft zu sein.

Teilhard de Jardin konnte aus seiner eigenen reichen Lebenserfahrung sagen: „Für den, der glaubt, fangen alle Dinge an zu leuchten.“

Und man kann ergänzen: Wer wirklich glaubt, fängt auch selbst an zu leuchten und kann zu einem erfreuenden und beglückenden Licht für andere werden.

Du kennst auch den Text von *Nelson Mandela*:
„Wir alle sind dazu bestimmt zu leuchten, wie es Kinder tun.

Wir sind geboren worden, um den Glanz Gottes zu manifestieren.

Er ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem Einzelnen.

Und wenn wir unser Licht erscheinen lassen, geben wir unbewusst anderen Menschen die Erlaubnis, dasselbe zu tun.

Wenn wir von unserer Angst befreit sind, befreit unsere Gegenwart automatisch andere.“

Nelson Mandela hat im letzten Satz zu Recht die Angst angesprochen, denn die Angst ist oft neben den vorhin bereits angeführten Gründen der Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, Fantasielosigkeit und unserem Festsitzen in negativen Stimmungen ein maßgeblicher Grund, nicht zu leuchten und die Möglichkeiten nicht zu nützen, anderen Freude zu bereiten und sie glücklich zu machen.

Du hast es z.B. sicher bereits oft genug beobachtet oder selbst so gehalten, dass die erfreuliche Wahrheit heruntergespielt oder nicht zugegeben wird.

Da fragt etwa jemand: „Wie geht es dir?“

Und der Gefragte, dem es erfreulicher Weise genau genommen recht gut geht, antwortet: „Es geht.“

Warum sagt er nicht dankbar, dass es ihm wirklich gut geht?

Aus Angst, der Fragende könnte dann sagen: „Na ja, du hast ja leicht reden!“

Dann darf er sich prompt die ganze Litanei anhören, wie ihm vergleichend und beneidend alles aufgezählt wird, warum es dem Fragenden angeblich oder wirklich nicht gut geht.

Wir leben in einer blödsinnig vergleichenden Neidgesellschaft, in der man allzu rasch um alles Mögliche beneidet wird, eben auch ums Gutgehen und Glücklichein.

Oder ein anderes Beispiel, ein verlogenes und zerstörendes Verhalten, an dem die Kirche

durch eine Jahrhunderte lange Vermittlung falscher Bescheidenheit und Demut nicht unbeteiligt ist.

Ich werde eingeladen und die Hausfrau hat ein wunderbares Essen bereitet, das ich mir mit Genuss habe schmecken lassen.

Ich versuche ihr ein Kompliment zu machen und Freude zu bereiten.

Ich sage ihr mit strahlendem Gesicht: „Das hast du wirklich großartig fertig gebracht!“

Und bekomme mit dem dazu passenden abwertenden körperlichen Ausdruck zur Antwort: „War eh nichts Besonderes.“

Damit hat die Gastgeberin schlagartig alles zerstört – meine Freude, ihre Freude und dazu noch Gottes Freude, dem sie außerdem noch die ihm zustehende Ehre genommen hat. So ein Unsinn.

Warum blieb sie nicht bei der Wahrheit?

Die wahrheitsgemäße Antwort hätte gelautet:

„Deine Freude macht mich glücklich. Weißt du, ich freue mich sehr, wenn mir etwas gut gelingt und ich damit meinen Gästen eine Freude bereiten kann. Dankbar bin ich Gott, der mir das nötige Talent und die Freude am Kochen geschenkt hat.“

Diese unsinnige falsche Bescheidenheit und Demut, dieses Abwerten ist sicher kein Zeichen von gesundem Selbstwertgefühl und auch keines von tiefer Gottesbeziehung.

Peter Lippert stellte ganz richtig fest: „Je näher ein Betender Gott kommt, umso mehr wird er ein Dankender.“

Wer Gott nahe und von seiner Liebe erfüllt ist, wer seine ihm vom Schöpfer verliehenen Talente und Charismen wahrnimmt, wird sich auch immer mehr bewusst, wie wertvoll er in Gottes Augen ist.

Er hat absolut keinen Grund dafür sich abzuwerten, sondern entwickelt im Gegenteil einen gesunden Selbststand und als reich Beschenkter eine tiefe Dankbarkeit.

Und das befähigt ihn dann zu leuchten und andere glücklich zu machen.

Also gut, dann möglichst oft daran denken und dazu aufbrechen!

Nicht hier und nicht jetzt?

Wie viele Menschen haben mir im Laufe meines Lebens weismachen wollen, dass sie ja

eh dies und jenes möchten oder wollten, aber dass das eben gerade hier und jetzt nicht möglich wäre...

Wie viele haben gemeint, dass der Ort ihrer Gottesbegegnung leider nicht hier, gerade da, wo sie stehen oder unterwegs sind, und die Zeit leider nicht gerade jetzt in diesem Augenblick gegeben wäre.

Es stimmt zwar, dass es Orte der Gnade gibt, dass manche Gabe Gottes nur an einem bestimmten Ort zu erlangen ist. Gäbe es das nicht, dann hätte das Pilgern als spirituelles Tun keinen Sinn, es wäre bloß eine sportliche Betätigung.

Es stimmt auch, was bereits Kohelet schrieb, dass alles seine Zeit habe. Die Bibel spricht vom Kairos, von der von Gott geschenkten Zeit, von der nur zu dieser Zeit und weder vorher noch nachher gegebenen Chance.

Und mein Vater hatte sicher Recht, wenn er mich darauf aufmerksam machte, dass auch alles seine Zeit brauche, und mir in meiner Ungeduld oft ans Herz legte: „Franz, man muss alles erwarten können!“

Am rechten Ort und zur rechten Zeit wird einem vieles zufallen, was man ansonsten auch mit größter Anstrengung nicht erreichen kann.

Es gilt zu unterscheiden und das jeweils Richtige wahrzunehmen und zu tun.

Im Alltag erleben wir es gewöhnlich so, wie es in dem Text „*Der Platz, wo du gerade bist*“ von *Maria Andrea Stratmann* geschildert wird:

*Heiliger Boden ist der Ort, wo du stehst.
Denn da, wo du stehst, ist der Ort Gottes.*

Er sagt dir zu: Ich bin da für dich, wo du auch bist. Ich begleite dich, wenn deine Arbeit mühsam ist und wenn sie dir leicht von der Hand geht.

*Ich sehe deine Mühen.
Ich höre auch deine stummen Rufe.
Ich gehe deine Wege mit,
lasse dich keinen Schritt allein.*

*Du kannst mit mir rechnen.
In allem, was dir begegnet, findest du mich.
Meine Hand schützt und leitet dich,
wo der Weg steil und schwierig ist.
Meine Hand ist bergender Raum,
der dich aufnimmt,*

*wenn die Stürme des Lebens an dir zerren.
Meine Hand hält dich tröstend und stärkend
wie die Hand einer Mutter.*

*Der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden,
denn dort ist Gott mit dir.*

Auch der Impuls von *Madeleine Delbrel* kann uns weiterhelfen:

Gott ist unterwegs zu finden...

*Geht in euren Tag hinaus,
ohne vorgefasste Ideen,
ohne Erwartung von Müdigkeit,
ohne Plan von Gott,
ohne Bescheid zu wissen über ihn,
ohne Enthusiasmus,
ohne Bibliothek,
geht so auf die Begegnung mit ihm zu.*

*Brecht auf ohne Landkarte –
und wisst, dass Gott unterwegs zu finden ist,
und nicht erst am Ziel.*

*Versucht nicht,
ihn nach Originalrezepten zu finden,
sondern lasst euch von ihm finden
in der Armut eines banalen Lebens.*

Für Gott können überall der Ort und immer die Zeit der Begegnung sein.

Deshalb hat nicht nur Jesus zur Wachsamkeit und Achtsamkeit aufgerufen.

Wenn wir mit offenen Sinnen, einem wachen Verstand und einem empfindsamen Herzen unterwegs sind, entdecken wir auch dort, wo anderen nichts auffällt, eine Fülle von Begegnungsmöglichkeiten mit den Dingen, mit Menschen und mit Gott, der in allem und allen gegenwärtig ist – hier und jetzt!

Das Leben, auch wenn es nicht immer auf der Sonnenseite gelebt werden kann, wird auf diese Weise voll von Kostbarkeiten.

Ich kann mich nicht lebenslang zudröhnen

Unter dieser Überschrift erklärte die Psychotherapeutin, Erziehungs- und Unternehmensberaterin *Leibovici-Mühlberger* in einem Interview Beherzigenswertes (*Die Furche* vom 27.2.2014).

Was sie zu den modernen Lebensgewohnheiten sagt, ist nicht neu. Viktor Frankl, Arno Gruen und viele andere haben aus psychologischer Sicht und viele Weise des geistlichen Lebens haben aus spiritueller Sicht immer wieder darauf hingewiesen, dass zu einem menschlichen Leben eben manch Unverzichtbares dazugehört.

Zum Problem des Burnout verweist sie sehr zutreffend entgegen der üblichen Fixierung auf „Schuldige“ auf einen wesentlichen Hintergrund: *„Ich sehe die eigentliche Ursache darin, dass im Untergebälk unserer Gesellschaft das Sinnfundament bröckelt: Wir leben in einer Welt, in der Geld und Konsum die einzigen Kulturwerte sind, die als sinnvoll transportiert werden. Dazu kommt eine Hyper-Individualität, bei der Bindungen immer schwächer werden. Das kann nicht glücklich machen.“*

Ja, das kann wirklich nicht glücklich machen. Nicht nur das, es wirkt sich auf vielen Ebenen zerstörerisch aus. Der Mensch ist nun einmal von seinem Wesen her auf Bindungen bezogen, er wird am Du zum Ich, um wieder einmal Martin Buber zu zitieren, und er braucht unbedingt auf Dauerhaftes und Letztgültiges gerichtete Sinnhaftigkeit. Für Viktor Frankl war beides die Grundlage für sein Überlegen im KZ.

Vor kurzem war ich im kleinen Kreis zu einem Mittagessen in einem Restaurant. Am Nachbartisch nahm eine mehrköpfige Familie Platz. Gleich nachdem sie Platz genommen hatten, zogen die Kinder bzw. Jugendlichen ihre Smartphone hervor. Niemand von ihnen schenkte den Eltern oder Geschwistern Beachtung. Es gab keinerlei Kommunikation mehr zwischen ihnen, alle starrten nur noch auf ihre Smartphones. Wozu geht diese Familie dann gemeinsam essen?

Die moderne Technologie schafft ständig neue Wunderwerke. Viele erleichtern unser Arbeiten und Zusammenleben, aber... Diese Aber werden kaum oder gar nicht beachtet und so kippt Gutes rasch in Fragwürdiges oder Negatives.

Martina Leibovici-Mühlberger sagt dazu: *„Wir kommen gar nicht mehr dazu, kritisch zu reflektieren, wie sehr diese Technologien unser Leben verändern. Im Bereich der Familie ist das ganz dramatisch. Vielfach sehen wir heute eher Wohngemeinschaften von zwei Erwachsenen und zwei Kindern, in denen jeder in friedlicher Symbiose mit Kühlschrank und Smartphone zubringt. Die Kommunikationsrate geht gegen null, weil es keine gemeinsamen sozialen Räume mehr gibt. Auch das gemeinsame Essen oder andere Rituale sind ja häufig aufgelöst. Viele Kinder treten ab einem Alter von sieben Jahren in diese Parallelwelt ein, und ab zwölf Jahren lehnen sie die Führungs-Autorität ihrer Eltern ab und orientieren sich lieber an der Peergroup, wo der Blinde den Einäugigen führt...“*

Ganz neu ist das allerdings nicht. Es mag bereits an die 30 Jahre aus sein, was ich bei einem abendlichen Familienbesuch erlebte. Damals gab es außer dem Fernseher noch kein das Interesse völlig aufsaugendes und das Gespräch vereitelndes technisches Novum in der Wohnung, aber es zeigte sich bereits deutlich das später Kommende an.

Ich fiel nicht mit der Tür ins Haus, der Termin war vereinbart. Als ich kurz vor 19:30 Uhr ankam, saß der Familienvater vor dem Fernseher und sagte in etwa: „Haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns die Nachrichten ansehen?“

Ich wollte zwar nicht fernsehen, sondern mit der Familie ins Gespräch kommen, stimmte aber dennoch zu, weil mir die Körpersprache des Mannes deutlich genug mitteilte, dass es bei einer Ablehnung ohnehin kein vernünftiges Gespräch geben würde.

Als die Nachrichten aus waren, fragte er mich prompt, ob ich nun nicht mit ihm auch noch

den Krimi, der auf einem anderen Sender gerade begann, ansehen wolle...

Nein, das wollte ich nun wirklich nicht mehr und sagte ihm das auch deutlich genug.

Was Gescheites ist an diesem Abend nicht herausgekommen und eingeladen hat mich diese Familie auch nie mehr, schließlich habe ich sie in ihrer familiären Sprachlosigkeit gestört. Bei den Tausenden Aussprachen, die ich im Laufe der Jahre hatte, war diese familiäre Sprachlosigkeit sehr oft ein Hauptthema.

In Kindergärten sank in den vergangenen Jahren laufend das Alter der Kleinen, die aufgenommen werden sollten. Krabbelstuben werden zunehmend gefordert und in Anspruch genommen. Wird dabei nicht doch Wesentliches ausgeblendet?

Martina Leibovici-Mühlberger bemerkt dazu: „In der extremen Konsumgesellschaft von heute zählt aber nur noch das Kapital, das eine Familie produziert – und so etwas wie Familienmanagement gar nichts mehr. Lieber lagern wir die Kinder niederpreisig aus, damit Mama und Papa etwas Sinnvolles machen können – nämlich Geld verdienen... Unsere Gesellschaft ist eigentlich antibiologisch, doch wenn ich nicht mehr lebendig sein darf, weil alles unter dem Primat von Geldproduktion und Konsum steht, rinnt irgendwann der Sinn davon.“

Es rinnt nicht bloß irgendwann der Sinn davon, sondern noch vieles andere früher einmal als Wert Angesehenes. Und stattdessen ergeben sich recht fragwürdige Entwicklungen.

Als junger Kaplan hatte ich 1960 in einer Siedlungspfarre am Linzer Stadtrand zwei erste Volksschulklassen mit je 44 Kindern. In einer Klasse war kein einziges Kind verhaltensgestört bzw. verhaltensauffällig, wie man das heute beschönigend nennt. In der Parallelklasse gab es mit einem Buben aus einer problematischen Familie einige Schwierigkeiten, aber nach etlichen Wochen war er integriert und es lief auch in dieser Klasse gut.

Und wie schaut es heute mit halb so vielen Kindern in der Klasse aus? Das dürfte ohnehin allgemein bekannt sein, so spare ich mir Schilderungen.

Müssen immer mehr Familien einfach das Opfer von zerstörerischen Entwicklungen sein oder gibt es auch Alternativen?

Nach dem Motto von *Martina Leibovici-Mühlberger* gibt es diese sehr wohl. Sie fasst sie kurz zusammen mit „Love, Work, Pray“.

„Unter „Love“ verstehe ich den Beziehungsanteil in meinem Leben... Wie sieht der individuelle Beziehungs-Kosmos aus – und vor allem: Was trage ich dazu bei?

„Work“ bezieht sich hingegen darauf, was ich in meiner Arbeit tue und produziere – und wie ich das mit Sinn erfüllen kann... Man muss keine Führungsposition zu haben, um den Sinn in seiner Arbeit zu finden.“

Und „Pray“? Die religiöse Frage wird in unserer zunehmend verweltlichten Gesellschaft meist übersehen, übergangen oder mit einer „Eigenbaureligion“ bzw. einer mit einer der im religiösen Supermarkt angebotenen „Ersatzreligion aus Versatzstücken fernöstlicher Religionen“ befriedigt.

Zur religiösen Frage fällt mir spontan eine Aussage des bekannten Psychoanalytikers Carl Gustav Jung ein, der betonte, dass bei kaum einem seiner Patienten spätestens ab der Lebensmitte das Grundproblem nicht ein religiöses gewesen wäre. Letztlich kommt kein Mensch um die religiöse Frage, also um die letzten Gründe des Woher, Wozu und Wohin seines Lebens herum, auch ein Atheist nicht.

Die etablierten christlichen Großkirchen haben sich bereits seit der Aufklärung dem kreativen und aktiven Mitwirken bei der Umgestaltung der Gesellschaft mehr oder weniger verweigert. So haben sich große Teile dieser Gesellschaft eben ohne oder gegen die Großkirchen weiterentwickelt und heute versuchen es viele mit einer selbst zusammengestellten „Bastelreligion“ oder einer der vielen angebotenen „Versatzstückreligionen“. Dazu *Martina Leibovici-Mühlberger*: „Richtig, insofern sind jene in einer glücklichen Position, die im Rahmen ihrer Sozialisierung ein religiöses Zugehörigkeitsgefühl mitgenommen haben. Aber viele sind im Rahmen der neuen Aufgeklärtheit und Selbstbestimmtheit mit verwalteter Amtsreligion nicht mehr bedienbar. Dort wollte ich hinschauen und sagen: Ich kann mich nicht lebenslang zudröhnen! Ich muss mich der Frage nach dem Sinn meiner

Existenz irgendwann stellen: Sei es, indem ich die Antwort in Gott suche – sei es, indem ich mich sozial engagiere. Aber diese Frage brandet einfach auf. Unweigerlich.“

Der Mensch ist seinem Wesen nach auf gelingende Beziehungen angelegt – auf der Ebene von Mensch zu Mensch (Love), auf der Ebene der Berufsarbeit (Work) und auf der religiösen Ebene (Pray).

Wenn er erfüllte Beziehungen im mitmenschlichen Miteinander (Familie, Freundschaft, Nachbarschaft, Beheimatung in verschiedenen Gemeinschaften), im Beruf (Belegschaft,

Vorgesetzte, sinnvolle Arbeit, Betriebsklima) und zu Gott (als einem persönlich liebendem Du, in der Gemeinschaft gläubiger Mitmenschen) erleben darf, kann man sein Leben als ein im Wesentlichen glückendes betrachten.

So nötig jeder eine ausreichende finanzielle Lebensgrundlage braucht und so bereichernd es ist, wenn man sich über das unbedingt Nötige hinaus auch Schönes und Angenehmes leisten kann, so eindeutig ist es andererseits, dass mit den „Kulturwerten“ Geldverdienen und Konsum in einer Hauptposition kein wirklich glückendes Leben erreichbar ist.

Resilienz – nur eine Modeerscheinung oder etwas Wesentliches?

Im Rundbrief habe ich vor längerer Zeit bereits einmal über Frustrationstoleranz geschrieben. Man versteht darunter die Fähigkeit, all die enttäuschenden Erfahrungen, die Misserfolge, das vergebliche Bemühen, die Querschüsse und Behinderungen, die einem angetanen Bosheiten und Ungerechtigkeiten, das Ignoriert- oder Gemobbt-werden etc., aber auch die eigenen Unfähigkeiten, Täuschungen, Fehler und Versäumnisse u.a. als im menschlichen Leben weitgehend unvermeidlich anzunehmen, mit Gelassenheit und Geduld zu ertragen und dabei Zuversicht und Mut nicht zu verlieren.

Die Frustrationen beginnen mit der Geburt. Bereits als Kleinkind erlebt der Mensch, dass viele seiner Wünsche sich nicht erfüllen, dass weder ihm noch seinen Bezugspersonen alles möglich ist, was sein oder geschehen sollte.

Von Anfang an ist daher für die weitere Lebensgestaltung ein entsprechend intensiver und bleibender Lernprozess unabdingbar, den vielfältigen Frustrationen richtig zu begegnen, eben Frustrationstoleranz zu lernen. Diese wirkt wie ein Immunsystem gegenüber den destruktiven Wirkungen negativer Erfahrungen, sie verhindert die sinnlose Energieverschwendung in einem aussichtslosen Kampf für ein frustrationsfreies Leben und spart deren Einsatz für das trotz allem Negative Mögliche.

Wenn man rasch, ohne Vorwurfshaltung oder Nachtrauern etwas wegstecken kann, was einem vereitelt wurde oder einem gegen den Strich geht, ist damit gleichzeitig bereits die

Basis für das Wahrnehmen neuer Wege und Chancen eröffnet. Man kann nach dem erzwungenen Aussteigen schnell wieder in Neues einsteigen.

Der aufmerksame Blick in unsere Gesellschaft zeigt, dass Frustrationstoleranz leider nicht zum selbstverständlichen Lernprozess in der Erziehung und in der späteren Lebensgestaltung gehört, dass sie eher ab- als zunimmt.

Die Folgen zeigen sich in der verbreiteten Einstellung nicht nur bei immer mehr Kindern und Jugendlichen: Ich will alles – sofort – und gratis! Das haut aber kaum jemals hin, die Frustration ist damit vorprogrammiert.

Das Nicht-mehr-erwarten-können ist ein typisches Zeichen von Frustrationsintoleranz. Reaktive Depressionen, Aggressionen, Burnout u.v.a. haben ihre Ursache oft in einem Zuviel an Erwartungen bei gleichzeitiger mangelnder Frustrationstoleranz.

Im Alltag begegnen wir vielfältigen Formen von fehlender Frustrationstoleranz und steigender Frustrationsintoleranz – etwa überall, wo man warten muss, wo es um die eigene Zurücknahme anderen gegenüber geht oder es nicht nach eigenen Vorstellungen läuft.

Jesus erlebte gleich seinen ersten Auftritt in Nazareth als beinahe perfekte Frustration und auch der weitere Weg seiner Bemühungen war vielfältig mit frustrierenden Erfahrungen gepflastert – selbst im engsten nicht begreifen könnenden oder wollenden

Jüngerkreis, ganz zu schweigen von den offiziellen Religionsvertretern.

Lies einmal in den Evangelien nach, wie er damit umgegangen ist. Wir können vieles von ihm lernen.

Ebenso von Paulus, der auf seinen Missionsreisen so viel einstecken und wegstecken hat müssen, dass wir alle miteinander dabei wohl längst aufgegeben hätten. Er gab nicht auf, nahm Enttäuschungen zur Kenntnis und packte die nächste sich bietende Gelegenheit zum Zeugnis für Jesus gleich wieder beim Schopf.

Die Furche (Nr. 14 vom 3.4.) bot unter dem Titel „Schwierigkeiten stemmen“ einige Überlegungen zur „Resilienz“.

Der Ausdruck war mir neu, ich schaute in verschiedenen Dudenausgaben nach, fand aber in keiner diesen Begriff und der PC unterstrich das Wort rot, kannte es also auch nicht. Da blieb noch die Nachschau im lateinisch-deutschen Wörterbuch, in dem ich dann wenigstens hinsichtlich einer Tätigkeit fündig wurde: resilio = zurückspringen, sich verkleinern.

Aber wie, wohin? Und warum, wozu?

Im genannten Artikel heißt es: „In Sportlerbiografien finden ist oft Paradebeispiele für jene Qualität, die heute mehr denn je gefragt zu sein scheint: Resilienz, die Widerstandsfähigkeit gegenüber Niederlagen, belastenden Lebensumständen, Schicksalsschlägen und Krisen aller Art.“

Es wird dann darauf hingewiesen, dass wir uns in einer wegen der steigenden Beschleunigung und Erwartungshaltung zunehmend überfordernden Gesellschaft zunehmend überfordert fühlen und besonders psychische Widerstandskräfte brauchen: „Die technologische Entwicklung hat eine Geschwindigkeit erreicht, die unserer mentalen Evolution davon galoppiert.“

Dass der eigene und fremde Erwartungsdruck ständig ansteigt, erleben wir rundum. Die Psychologin Judith Glück stellt dazu fest: „Wir haben einen sagenhaften Anspruch an uns selbst. Wir leben in einer Gesellschaft, die perfektionistisch ist wie vielleicht nie zuvor, wo das berufliche und private Leben als eine einzige große Leistungsherausforderung erscheint, die es ständig zu optimieren gilt.“

Überfordernden, lähmenden, zerstörerischen oder anderweitigen bedrohlichen Situationen gegenüber gibt es verschiedene Möglichkeiten als Antwort.

Manchmal kann die richtige im Ausweichen, der Distanzierung oder der Verweigerung bestehen. Man muss schließlich nicht alles mitmachen, was gerade „in“ ist, man muss sich auch nicht gegen die eigene Überzeugung gesellschaftlich vergewaltigen lassen. Diese Form von Antwort wird zwar nicht ohne Abstriche am gesellschaftlichen Mithalten zu erreichen sein, aber bisweilen ist ein bewusster Verzicht darauf ohnehin weitblickender, weiser und zukunftssträchtiger. Immer kann man sich aber nicht so verhalten, sondern muss schauen, dass man im Spiel bleibt.

„Resilienz-Forschung verspricht Antworten darauf, wie man selbst in einer unsicheren, krisengeschüttelten Zukunft handlungsfähig bleiben kann – und zugleich auch Entwicklungschancen zu nutzen versteht. Das gilt nicht nur für Individuen, sondern auch für Firmen, Organisationen und ganze Gesellschaften: „Resilienz ist das Vermögen, Zyklen der kreativen Zerstörung zu durchlaufen oder, anders ausgedrückt, sich immer wieder neu zu erfinden“, so Katzmair, der systemische Krisenfähigkeit analysiert. „Was resiliente von nichtresilienten Systemen unterscheidet, ist nicht die Verhinderung und Abwehr von Krisen, sondern das Vermögen, diese zu durchlaufen und als Chance anzuerkennen, nicht als Bedrohung zu sehen.“

Die US-amerikanische Psychologin Emmy Werner stellte bei einem Studienprojekt auf Hawaii mit Kindern aus schwierigen Lebensverhältnissen, die an sich keine gute Zukunft für die Kinder erwarten ließen, fest, dass sich ein Drittel dennoch erstaunlich positiv entwickelten. „Kurzum: Sie verfügten über Eigenschaften und Strategien, die es ihnen ermöglichten, negative Einflüsse und widrige Umstände schadlos zu überstehen.“

Der Soziologe Aron Antonovsky ging der Frage nach, was Menschen trotz größter Widrigkeiten gesund erhalten konnte, was sie etwa die KZ überleben ließ.

„Seither wurden zahlreiche Faktoren der Resilienz-Entwicklung beschrieben: Dazu zählen etwa Optimismus und Zuversicht, Lösungsorientierung, Stressbewältigung und Emotionsregulation. Im beruflichen Umfeld tragen Wertschätzung, Anerkennung und positives Feedback wesentlich dazu bei, dass Arbeitnehmer gesund bleiben.“

Dazu hätte man wohl gar keine eigenen Forschungen gebraucht, denn das kann man bei einem einigermaßen aufmerksamen und bewussten Leben ohnehin im Alltag erleben.

Auch für die nächste Erkenntnis, wie wichtig ein tragfähiges positives Umfeld ist, braucht es keine besonderen Studien. Der Schweizer Arzt, Therapeut und Seelsorger Paul Tournier hat sich in seinen Büchern (z.B. Geborgenheit, Sehnsucht des Menschen) ausführlich damit beschäftigt.

„Die Gestaltung unterstützender Beziehungen zu anderen Menschen ist ein Schlüssel zur inneren Widerstandskraft. Denn empathische Beziehungen vermitteln Zugehörigkeit und Stabilität, erzeugen Synergieeffekte und begründen tragfähige Netzwerke. Statt alles allein bewältigen zu wollen, schaffen sich resiliente Menschen ein soziales Umfeld, in dem sie auf vielfältige Ressourcen zurückgreifen können.“

Die Aussage von Harald Katzmaier im letzten Satz des Artikels müsste uns als Kirche sehr nachdenklich machen und zu einem gründlichen Umdenken und anderem Handeln führen: *„Systeme kranken überall dort, wo sie ihre Offenheit verlieren und beginnen, sich abzuschließen. Unsere gesellschaftliche Lern- und Entwicklungsfähigkeit hängt davon ab, wie sehr es gelingt, Bezogenheit in einem umfassenden Sinn zu leben.“*

Zur Zeit Jesu hatte sich das religiöse System des auserwählten Volkes Israels derart auf seine Auserwählung fixiert, auf das verschriftete Wort Gottes (oder was man dafür hielt oder ausgab!) versteift und jede Offenheit für neue Sichtweisen verloren, dass Jesus diesem abgeschlossenen System gegenüber kaum eine Chance hatte. Um sich selbst aufrecht zu erhalten, musste ihn dieses System konsequenter Weise beseitigen. Das

war allerdings nicht neu, denn mit vielen Propheten war man ebenso verfahren.

Später hat es die Kirche mit allen, die ihr absolutistisches System in Frage stellten oder ablehnten, wieder so gemacht – und macht es teilweise immer noch so, auch wenn sie nun niemanden mehr auf dem Scheiterhaufen verbrennt.

Der Aufklärung und der modernen Welt gegenüber hat die Kirche erst einmal bis herauf zum II. Vatikanischen Konzil mit Abschottung und Verteufelung reagiert. Eine wirklich umfassende und konsequente Öffnung wurde nachher in vielem nicht weiter verfolgt, sondern wieder abgedreht.

Papst Franziskus wird daher wegen seiner Offenheit von durchaus nicht wenigen im traditionalistischen und konservativen Sektor der Kirche als Gefahr für die Kirche gesehen. Von den früher üblichen ständigen Aufrufen zum Papstgehorsam hört und liest man bereits seit seiner Wahl kein Wort mehr.

In extremer Weise begegnet uns das Verhalten der Verabsolutierung des eigenen Systems und der Abschottung gegenüber der modernen Welt heute in jenen Teilen des Islam, die sich einer Öffnung verweigern.

Im *Mitteilungsblatt* (Nr. 4 Mai 2014) von CSI (*Christian Solidarity International*) war ein Bericht von einer CSI-Podiumsdiskussion an der Theologischen Fakultät in Salzburg am 8. Mai zum Thema *„Naher Osten – Land ohne Christen?“*

Darin hieß es in Bezug auf den Islam: *„Das Grundübel der Radikalisierung hat, laut Samir (P. Samir Khalil, Jesuit aus Ägypten) und Winkler (Dietmar W. Winkler, Salzburger Ostkirchenkenner), mit der Krise des Islam zu tun: Diese Religion hat ein massives Problem im Umgang mit der modernen Welt. Die Muslime spüren ihre Rückständigkeit auf fast allen Gebieten – und das verursacht ein diffuses Gefühl der Unterlegenheit. Einzig ihre Religion, der Islam, gibt ihnen das Vertrauen in die eigene Überlegenheit. Daher Samir's Schlussappell; „Helfen wir weiterhin unseren muslimischen Nachbarn, besonders in den Bereichen Bildung, Sozial- und Gesundheitswesen. Sie brauchen uns im Orient. Eines ihrer Sprichwörter lautet: Ein Ort ohne Christen wäre für uns ein großer Verlust.“*

Auch der Hinduismus hat ein ähnliches Problem und trifftet darum auch teilweise in die Unduldsamkeit und den Radikalismus ab.

P. Samir hat Recht. Wie oben bereits bezüglich der Resilienz angeführt, ist „*die Gestaltung unterstützender Beziehungen zu anderen Menschen*“ (auch und gerade zu Angehörigen anderer Religionen) der dem Evangelium Jesu entsprechende Weg und sicher besser als das leider von der Politik vorwiegend praktizierte gewalttätige Mitmachen im Kampf der Kulturen.

Darum gilt ein wesentlicher Teil unserer Arbeit im Hilfsfonds z. B. der Unterstützung von P. Anand in Indien, denn er arbeitet mit Selbstverständlichkeit in dieser Weise. In

seinem christlichen Bildungs-Zentrum machen die Christen nur eine verschwindend kleine Minderheit von wenigen % aus, die Mehrheit sind Hindus, Sikhs und Muslime. Vor einiger Zeit wurde er in seinem Gebiet Vorsitzender des Rates für friedliche Zusammenarbeit der verschiedenen Religionen...

Nicht nur für P. Anand in Indien, sondern ebenso für die Zukunft der Kirche in Europa und für uns alle gilt, was ich oben als Schluss des Artikels über Resilienz zitiert habe: „*Unsere gesellschaftliche Lern- und Entwicklungsfähigkeit hängt davon ab, wie sehr es uns gelingt, Bezogenheit in einem umfassenden Sinn zu leben*“, denn „*alles wirkliche Leben ist Begegnung*“, wie das so wahre Wort von *Martin Buber* lautet.

Der Abstieg vom Hohen Ross

Dieser Abstieg ist eine weitere Voraussetzung für ein Miteinander, vor allem für Christen, die sich doch dem Beispiel Jesu verpflichtet wissen sollten – und da wiederum besonders jene, die in besonderer Weise in der Nachfolge Jesu stehen oder sich als darin Befindliche ausgeben.

Papst Franziskus zeigt diesen Abstieg vor, nachdem man das Papsttum jahrhundertlang immer höher hinauf erhoben und einen Abstieg geradezu als nach dem Willen Gottes für unmöglich erklärt hatte, obwohl sich der Papst schönfärberisch *servus servorum Dei* (Diener der Diener Gottes) nannte.

Aber nicht nur der Papst wurde vom einfachen Fischer Petrus, den Jesus dazu bestimmte, nach seiner eigenen Bekehrung die Brüder zu stärken (vgl. Lk 22,32), bis zur Gottähnlichkeit erhöht.

Der Klerus hat sich fast insgesamt selbst zu einer über die Laien erhabenen und diese bevormundenden herrschaftlichen Parallelgesellschaft in der Jesugemeinschaft erhoben und sie damit in eine Zweiklassengesellschaft zerteilt, obwohl Jesus jede Erhebung über andere ausdrücklich untersagt hatte.

Wenn man sich das anschaut, was sich da bereits seit dem ersten Jahrhundert, aber vor allen seit Konstantin zugetragen hat, fragt man sich schon, wie das überhaupt möglich

war, denn es ist ein nicht zu überbietender Widersinn. Warum hat der Klerus, der doch für sich in Anspruch nahm, in besonderer Weise Jesus zu vergegenwärtigen und allein als lehrende Kirche den theologisch ungebildeten Laien gegenüber die Bibel zu kennen und sie richtig auszulegen, Jesu Beispiel und klarste Worte der Bibel einfach ignoriert? Ja nicht nur ignoriert, sondern ins pure Gegenteil verdreht und das dann noch dazu als Wille Jesu hingestellt?

Etwa jene Worte des Apostels Paulus an die Philipper: „*Seid untereinander gesinnt, wie es dem Leben in Christus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel und auf der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mensch bekennt: „Jesus Christus ist der Herr“ – zur Ehre Gottes, des Vaters. (Phil 2,5-11)*

Wenn Du dies aufmerksam liest, merkst Du wohl selbst, was da schief gelaufen ist und immer noch schief läuft.

Eine der wichtigsten und grundlegendsten Schritte zu einer echten, nämlich am Beispiel

Jesu und seinen tatsächlichen Vorgaben, sowie an eindeutigen biblischen Aussagen wie jener im Philipperbrief orientierten Kirchenreform ist der generelle Abstieg vom Hohen Ross. In der Gemeinschaft der Jünger und Jüngerinnen Jesu steht das Sitzen auf dem Hohen Ross nämlich ausnahmslos niemandem zu.

Lange bevor man sich etwa über die Zulassung von Frauen zum priesterlichen Amt Gedanken macht, müsste der männliche Klerus vom Hohen Ross absteigen – und zwar insgesamt und auf Dauer! – und dürften die Frauen nicht auf das klerikale Ross hinauf wollen. Zu den klerikalen Männern auch noch klerikale Frauen auf dem Hohen Ross? Der Herr möge seine Kirche davor bewahren!

Wenn erst einmal alle auf der ebenen Erde sind, auf der sich Jesus konsequent bewegt hat, dann besteht keinerlei Problem mehr, auch Frauen zum priesterlichen Amt zuzulassen, schließlich hatte Jesus selbst keinerlei Problem damit, gerade Frauen die

Verkündigung seiner Auferstehung als eine der wichtigsten seiner Botschaften anzuvertrauen.

Weil das Problem des Sitzens auf dem Hohen Ross und der Überheblichkeit anderen gegenüber nicht nur den Klerus betrifft, sondern letztlich ein umfassendes gesellschaftliches Problem in allen Kulturen und ebenso in allen Religionen darstellt, erscheint es unausrottbar.

Also wird alles beim Alten bleiben?

Jesus hat es vorgezeigt, dass derartiges allgemeines Verhalten keineswegs für immer und überall so bleiben muss und er hat seinen Jüngern und Jüngerinnen den eindeutigen Auftrag gegeben, diese falsche Verhaltensweise aufzugeben und der Welt den Kontrast vorzuleben.

Zu allen Zeiten haben jene, die tatsächlich Jesus nachzufolgen versuchten, dies auch praktiziert und bewiesen, dass es durchaus möglich ist.

Kooperative Intelligenz als Schlüssel

Die Flut dessen, was heute alles gesagt und geschrieben wird, kann uns wie ein Tsunami überrollen und bringt dies auch zustande. Auf fast allen Gebieten, selbst hinsichtlich der Religion hat sich ein Supermarkt mit einem unübersichtlichen und verwirrenden Angebot entwickelt und es wird immer schwieriger und mühsamer, den Weizen von der Spreu zu unterscheiden.

Es wäre aber grundverkehrt, wegen dieser Mühe sich entweder gedankenlos, kritiklos und tatenlos dem gesellschaftlichen Strom zu überlassen oder sich völlig ins eigene Schneckenhaus zurückzuziehen.

Wir müssen uns unbedingt mit der Welt und dem, was sich tagtäglich ereignet, auseinandersetzen.

Tun wir es, dann werden wir immer wieder fündig und entdecken Wertvolles – an Erkenntnissen, treffenden praktischen Lebenserfahrungen, zukunftsweisenden Initiativen usw.

Mitten in dem Haufen des täglich auf uns Einströmenden kann man Schätze entdecken. Jesus würde heute für seine Gleichnisse statt des Schatzes im Acker und der kostbaren Perle

wohl anderes verwenden, etwa Bücher, Zeitungen, das Internet oder Begegnungen und sagen: „Da merkte ein Mensch, dass er mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen nicht weiterkam. So begann er zu suchen. Er blätterte Zeitungen durch, las ein Buch, dessen kurze Inhaltsangabe ihn neugierig gemacht hatte, surfte im Internet und nahm offen Gelegenheiten zum Gespräch mit Bekannten und Unbekannten wahr. Eines Tages entdeckte er dabei ganz Neues, was ihm die Augen öffnete, dass nämlich das Reich Gottes nicht ferne, sondern mitten in seinem Alltag sich verwirklichte. Das gab seinem Leben eine ganz neue Richtung, neue Freude, Zuversicht und neue Kraft.“

Es gibt viele Möglichkeiten, dass einem unvermutet ein „Schatz“ zufällt oder dass man die lange gesuchte „Perle“ findet. Manches von dem, was ich so Tag für Tag – zufällig oder bewusst gesucht – entdecke oder erlebe, versuche ich Dir als Anregung für Dich selbst und für Dein Umfeld weiterzugeben. Wie mir die Rückmeldungen zeigen, ist auf diese Weise oft schon das geschehen, was ich oben

anführte: Augen wurden geöffnet, dem Leben eine neue Richtung gegeben, Freude, Zuversicht und Kraft entstanden...

Eine Operation an der Schulter verschaffte mir heuer nach Ostern im Krankenhaus sonst nicht vorhandene Lesezeit.

Ich hatte mir das Buch von *Arnold Metznitz* „*Steh auf und geh – die therapeutische Kraft biblischer Texte*“ mitgenommen. Übrigens ein sehr lesenswertes Buch, in dem ich so manchen „Schatz“ und so manche „Perle“ entdeckt habe.

Darin schreibt er u.a. zu den beiden oben angeführten Gleichnissen: *„Ein Mann entdeckt den Schatz, heißt es, gräbt ihn aber wieder ein, und in seiner Freude über den Fund verkauft er alles, was er besitzt, und kauft den Acker. Was er findet, übertrifft alle seine Erwartungen und kühnsten Träume. Sein Leben hat mit einem Mal ein neues Koordinatensystem erhalten, eine bisher nicht gekannte, innere Motivation, von der die Neurobiologen sagen, sie wäre der einzige nachhaltige „Dünger fürs Gehirn“, nämlich Lebensfreude und Begeisterung, die nicht vom Leben träumt, sondern den Traum „von innen her“ zu leben versteht. „Schatz und Perle“ – zwei Bilder, die Kraft, inneres Feuer, himmlisches Erleben und erfülltes Leben beschreiben, alles, was ein Mensch braucht, damit sein Leben nicht leer und ausgebrannt, sondern „himmlisch“, „geglückt“, „gelungen und erfüllt“ erlebt werden kann.“ (Seite 109)*

In der *Raiffeisenzeitung* (Nr. 22 vom 28.5.) fiel mir ein paar Wochen später ein Interview mit *Arnold Metznitz* auf und ich war neugierig auf seine Aussagen zum Thema *„Kooperative Intelligenz als Schlüssel“*.

Er sagte u.a.: *„Nach nichts hat ein Mensch mehr Sehnsucht als nach einem Menschen, der ihn willkommen heißt, annimmt, wertschätzt und ihm dadurch die Gelegenheit bietet, zeigen zu können, was er kann. Nichts hingegen kränkt ihn mehr, als von anderen Menschen links liegen gelassen zu werden... Wir erleben tatsächlich diese Kälte und eine grassierende Vereinzelung. Gemeinsames Erleben und die Freude daran nehmen*

drastisch ab. Jeder ist sich selbst der Nächste, das Hemd näher als der Rock. Und doch bleibt die Freude an gemeinsamen Erlebnissen die stärkere Motivation. An Vereinzelung und persönlicher Gier erstickt man zu guter Letzt. Ohne Begeisterung füreinander und den beflügelnden Geist im Miteinander gibt es kein Leben, das weit mehr ist die Summe von „Einzelzufriedenheiten“...

Verantwortungsträger sind gut beraten, für einen Geist zu sorgen, der einlädt und begeistert, mitreißt und beflügelt. Dieser Geist bedarf keiner großen Worte. Man spürt ihn, wenn man ein Haus betritt. Er artikuliert sich in feinen menschlichen Standards, die man vom Portier bis in die Chefetage wahrnimmt, er verrät mehr über die Kultur eines Unternehmens als jede noch so nobel gestaltete Hochglanzbroschüre.

Von diesem Geist hängen letzten Endes die Produktivität und das Wohlergehen des ganzen Unternehmens ab, genauso wie die Fähigkeit zu kooperieren...

Wer glaubt, ein Unternehmen ohne diese kooperative Intelligenz nach innen und außen führen zu können, wird über kurz oder lang scheitern. Natürlich ereignet sich die Praxis immer im „Spagat“ zwischen Wettbewerb und Kooperation, zwischen Reibebaum und Nestwärme.

Ein Wirtschaftsunternehmen ist kein Kuschelkurs, aber auch hier rechnet es sich, selbst in der ärgsten Konkurrenzsituation mit einem kooperativen Kurs zu beginnen.“

Dass diese Aussagen nicht erst für ein Unternehmen, sondern bereits für die Familie, jede Gemeinschaft und Institution und daher auch für Kirche in all ihren Teilen gelten, brauche ich wohl nicht eigens zu erklären – nirgends geht es ohne kooperative Intelligenz gut.

Das ist nichts Neues, man kann es bereits in der Apostelgeschichte und in den Paulusbriefen nachlesen.

Nostra aetate – Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen

Wie bisher schon, aber bei diesem Dokument besonders wichtig, ist ein Blick in die Entstehungsgeschichte.

Der Erleichterung des Großteils der Konzilsväter bei der feierlichen Verkündigung der Erklärung im Oktober 1965 war ein schwieriger Weg vorausgegangen.

Die Gegner waren nicht erleichtert, sondern eher verbittert, hatten sie doch verbissen auch mit fragwürdigen Methoden bis zum Schluss die Erklärung zu verhindern oder wenigstens zu verwässern versucht. Irgendwie kann man das auch verstehen, denn es stimmt, was Heinz Linnerz zu *Nostra aetate* schreibt: *„Zum ersten Mal in der Geschichte schlägt die Kirche in dieser Erklärung den brüderlichen Dialog mit den nichtchristlichen Religionen vor. Mit großer Hochachtung ist vom Hinduismus, Buddhismus, Islam und anderen Religionen die Rede, vor allem aber von der engen Verwandtschaft und dem gemeinsamen Offenbarungserbe des Alten und des Neuen Bundes. Darin liegt die kirchengeschichtliche Bedeutung des heiß umstrittenen, vielfach auch politisch missbrauchten Textes.“* (Heinz Linnerz, *Das Konzil hat gesprochen*, Seite 175)

Mit dieser Erklärung hat die Kirche mit einer unseligen Tradition, aus der unbeschreiblich viel Lieblosigkeit, Unrecht und Unheil erwachsen war, endlich gebrochen. Auch wenn noch so manches anzusprechen gewesen wäre, wurde zumindest ein Anfang gesetzt, statt mit alten Anfeindungen nun in geschwisterlicher Gesinnung und im Dialog weiterzugehen.

Innerkirchliche und außerkirchliche Gegner gab es wie zu erwarten in diesen brisanten Fragen viele und ihre Gegenaktionen waren oft alles andere als korrekt.

„So schwer war bisweilen der Weg, dass Kardinal Bea am Ende bekannte, er wisse nicht, ob er den Mut gehabt hätte, den Weg zu beginnen, wenn er alle Schwierigkeiten voraussehen hätte können.“ (Lesebuch Konzil, Seite 157)

Derselbe Kardinal sagte zum Schluss zum Werden des Textes: *„Die Erklärung gleiche einem Senfkorn, das ungeplant gewachsen war und nun allen Vögeln des Himmels einen Platz gewähren könne.“* (Lesebuch Konzil, Seite 159)

Gerade bei diesem Text zeigt sich, dass die aus traditionalistischen Kreisen oft zu hörende Behauptung, die Kirche wäre oder hätte immer schon... oder sie wäre und würde für immer... in vielen Fällen nicht stimmt. Die Kirche hat eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich, war und hat also in vielem nicht immer schon, steht ständig in neuen Entwicklungen und es ist nicht absehbar, zu welcher Gestalt sie sich in der Zukunft noch entwickeln wird.

Das Konzil hat in *Nostra aetate* einige der schwerwiegenden Fehlentwicklungen, dies es leider auch gegeben hat, endlich korrigiert.

Ich denke, Du hast selbst bereits bemerkt, dass sich verbohrt Traditionalismus weder an den entscheidenden authentischen Quellen noch an den wesentlich zu allem Lebendigen gehörenden Entwicklungen und Führungen des Geistes Gottes orientiert, dass er oft nicht bei der geschichtlichen Wahrheit bleibt und es auch an intellektueller Redlichkeit fehlen lässt. Die großen Schwierigkeiten, die sich deshalb von dieser Seite für das Werden der Konzilstexte ergaben, habe ich bereits mehrmals bei den bisherigen Überlegungen erwähnt.

Die persönliche Vorgeschichte – alles wirkliche Leben ist Begegnung

Das bekannte Wort von Martin Buber „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ bewahrheitet sich anschaulich in der Vorgeschichte zum Konzilsdokument *Nostra aetate*.

Begegnung ermöglicht Beziehung und diese führt zum Engagement.

Angelo Giuseppe Roncalli war als Diplomat der päpstlichen Kurie während der Nazizeit in

Bulgarien und in der Türkei tätig und erlebte dort hautnah den brutalen Umgang und die Vernichtungsstrategie der Nationalsozialisten und ihrer einheimischen Sympathisanten mit den Juden. Er engagierte sich persönlich so gut er konnte und vermochte Tausende vor ihrer Verschleppung aus der Slowakei, Ungarn und Bulgarien zu bewahren und vor dem Tod zu retten.

Für Roncalli war es ersichtlich, dass die Kirche so manches zum Antisemitismus beigetragen hatte, dass sich dieser nicht aus der Bibel rechtfertigen ließ und dass daher ein Umdenken und eine neue Stellung der Kirche zu den Juden nötig waren.

Daher hatte er bereits für den 27. März 1959, den ersten Karfreitag nach seiner Wahl zum Papst, eine deutliche Änderung der Fürbitte (oremus et pro perfidis Judaeis = lasset uns auch beten für die treulosen Juden) verfügt, welche am 5.7.1959 von der Ritenkongregation für die Gesamtkirche vorgeschrieben wurde. Nun lautete sie: „Lasst uns auch beten für die Juden, zu denen Gott unser Herr, zuerst gesprochen hat: Er bewahre sie in der Treue zu seinem Bund und in der Liebe zu seinem Namen, damit sie das Ziel erreichen, zu dem sein Ratschluss sie führen will....“

In der Karfreitagsliturgie in Rom betete 1962 ein Kardinal (aus Gewohnheit oder absichtlich?) die Bitte in der alten Form.

Johannes unterbrach den Kardinal: „Sagen Sie es noch einmal – aber in der neuen Form!“ (Pesch, Seite 291)

Für Johannes XXIII. handelte es sich nicht um eine Wortklauberei oder Textkosmetik, sondern um eine grundsätzliche Änderung der bisherigen Sichtweise und Einstellung mit entscheidenden Konsequenzen.

Zur persönlichen Vorgeschichte für Nostra aetate gehören neben den Erfahrungen Angelo Giuseppe Roncallis wesentlich auch die Erfahrungen und Initiativen einer Reihe bekannter Personen.

Diese hatten sich bereits seit Jahrzehnten meist unter großen Schwierigkeiten und der oft misstrauischen Beobachtung der Kurie für ein Umdenken in der sehr einseitigen und negativen Sicht und Einstellung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen bemüht.

Keiner von ihnen war ein Stubengelehrter. Alle zeichnet eine gemeinsame Linie aus: Sie gaben sich weder in ihrem eigenen Leben noch in der Gesellschaft und Kirche mit dem gewohnten Status quo zufrieden, sie waren offen für spirituelle Erfahrungen und tiefgreifende Veränderungen in ihrem eigenen Leben, sie waren zeitlebens Suchende und von anderen Religionen und Kulturen Lernende, sie bemühten sich um einen intensiven Kontakt zu den Menschen, einen wertschätzenden Dialog auf Augenhöhe und engagierten sich konsequent und mit vollem Einsatz für eine Überwindung der starren Fronten und ein neues Denken und neue Wege zueinander und miteinander.

Manche von ihnen sind Dir vielleicht bekannt. Weil sich gerade am Leben und Arbeiten von Menschen wie diesen Wesentliches zeigt, was für die Gesellschaft, die Religionen und damit auch für unsere Kirche und für uns selbst von maßgeblicher Bedeutung ist, stelle ich Dir einige von ihnen kurz vor.

Der in Mähren geborene Jude **Johannes Österreicher** konvertierte zum katholischen Glauben, wurde Priester und blieb sein Leben lang mit Überzeugung Jude und Katholik. Seine tiefe Kenntnis des Judentums und des Christentums ermöglichten ihm eine direkte Mitarbeit im Einheitssekretariat. Er war in allen Stadien der Textwerdung der federführende Verfasser und die Ergebnisse seiner Studie flossen in das Konzilsdokument Nostra aetate ein.

Aus Feldkirch stammt der Jesuit **P. Josef Neuner**. Er war lange Zeit in Indien und starb dort 2009 fast 101 Jahre alt in Pune. Für den Bischof von Pune arbeitete er als Konzilstheologe und ist einer der Mitverfasser von Nostra aetate. Er war ein profunder Kenner des Hinduismus und der indischen Kultur und u.a. Seelsorger von Mutter Teresa.

P. Bede Griffiths wurde in einer anglikanischen Familie in England geboren, war ungemein sprachbegabt, wurde später nach einem besonderen spirituellen Erlebnis katholisch und trat in den Benediktinerorden ein. Er verbrachte lange Zeit in Indien, erwarb sich eine tiefe Kenntnis des Hinduismus, wurde zu einem Vermittler zwischen Christentum und Hinduismus und gilt als einer

der bedeutendsten Mystiker des 20. Jahrhunderts.

Alexandria in Ägypten ist die Heimat von **P. George Anawati**. Er wurde Dominikaner, befasste sich intensiv mit dem Islam und baute viele Kontakte auf. Er hatte entscheidenden Einfluss für eine neue Sicht der Kirche den Muslimen gegenüber.

Auch **Luis Massignon** war es ein besonderes Anliegen, Christentum und Islam in einen Dialog zu bringen. Er wurde bei Paris geboren und fand nach tiefen Erlebnissen zum katholischen Glauben. Er brachte es zu einem der bedeutenden französischen Orientalisten des 20. Jahrhunderts, versuchte den Islam von innen her zu verstehen, war ein Wegbereiter für den christlich-islamischen Dialog und hatte einen entsprechenden Einfluss auf das Umdenken beim Vat. II.

P. Hugo Makibi Enomiya-Lasalle stammt aus Westfalen, war Jesuit und befasste sich in Japan mit großer Hingabe mit dem Zen-Buddhismus. Er überlebte am 6.8.1945 die Atombombenexplosion in Hiroshima, bemühte sich um einen Dialog zwischen Zen-Buddhismus und Christentum, gilt als ein maßgeblicher Wegbereiter für eine Verständigung zwischen Zen-Buddhismus und Christentum, wurde Zen-Meister und begründete die christliche Zen-Meditation.

Auch der für die Ausarbeitung von *Nostra aetate* verantwortliche Kardinal **Augustin Bea** verfügte über persönliche Erfahrungen. Er kam bei Donaueschingen zur Welt, wurde ebenfalls Jesuit, hatte verschiedene Aufgaben als Bibelwissenschaftler in Rom und in Japan, sowie in der Kurie und war Beichtvater von Papst Pius XII. Als Insider war er mit den innerkirchlichen Vorgängen bestens vertraut und gleichzeitig offen für eine Grenzüberschreitung und ein Hereinholen von

Vertretern der nichtkatholischen Glaubensgemeinschaften zu den Beratungen des Konzils.

Es zeigt sich wieder einmal, wie entscheidend sich die persönlichen Erfahrungen im späteren Denken und Handeln auswirken.

Wir haben dies nach dem Konzil z.B. bei den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI. erlebt und können es nun bei Franziskus beobachten. Carol Wojtyla war geprägt von seinen Erfahrungen im kommunistischen Polen, Joseph Ratzinger von seinen 1968er-Erlebnissen in Tübingen und Franziskus ist es durch seine Erfahrungen in Argentinien.

Die Juden haben Angelo Giuseppe Roncalli seinen persönlichen Einsatz nicht vergessen, auch die Änderung der Karfreitagsbitte hatte ihnen bereits gezeigt, dass er einen neuen Weg beschreiten wollte.

So hofften sie nun, dass er beim Konzil etwas zu einer grundlegenden Änderung der bisherigen kirchlichen Sichtweisen und Einstellungen unternehmen werde bzw. dass die Konzilsväter sich dafür entscheiden würden.

Sie täuschten sich nicht. Johannes XXIII. errichtete zwar für sein Anliegen keine eigene Kommission, beauftragte aber am 18.9.1960 mündlich Kardinal Augustin Bea mit dem Einheitssekretariat eine Erklärung zu den Juden vorzubereiten. Diese Entscheidung erwies sich nachträglich als sehr weitsichtig, denn so konnte man in größerer Freiheit um einen guten Text ringen. Es wurde ein dramatisches Ringen und aus dem ursprünglich zur Judenfrage gedachten Dokument wurde ein wegweisendes zu allen nichtchristlichen Religionen.

Die Leidensgeschichte des Textes

„Die Leidensgeschichte des Textes“ – so überschreibt *Otto Hermann Pesch* seine Ausführungen.

Ähnlich wie bei anderen Konzilsdokumenten, aber hier auch noch wegen der politischen Brisanz, war der Werdegang reich an Problemen.

Sie tacuisses... (wenn du geschwiegen hättest...) beginnt ein lateinisches Sprichwort, denn voreilige Mitteilungen können allerhand Durcheinander anrichten. Oft gilt dies auch für voreilige Meldungen von Journalisten.

Angesichts der großen Spannungen im Nahen Osten zwischen Israelis und Arabern wäre größtmögliche Diskretion und Klugheit und

gleichzeitig eine klare Entschlossenheit selbstverständlich gewesen.

Aber zuerst veröffentlichte eine Journalistin ein vertrauliches Gespräch mit Kardinal Bea, was sofort in den arabischen Staaten die Angst weckte vor einer Aufwertung des Staates Israel zuungunsten der Araber.

Und dann reagierte man im Vatikan beschwichtigend und unsicher statt von Anfang an unmissverständlich und entschieden klarzustellen, dass es sich um eine religiöse Frage zwischen der katholischen Kirche und den Juden und nicht um eine Aufwertung des Staates Israel handle und dass man sich keinem politischen Druck beugen werde.

Das Lavieren hatte auch einen innerkirchlichen Grund: Es gab reichlich Gegenstimmen und man war sich gar nicht sicher, ob und wenn ja, dann wie die Aussagen über die Juden geschehen sollten.

Wie oben bereits erwähnt bringt Johannes Österreicher eine Grundsatzstudie zur Frage des Verhältnisses der Kirche zu den Juden ein, die nach einer ausführlichen Besprechung im Einheitssekretariat im Dezember 1961 zu einem ersten kurzen Textentwurf führt. Er ist biblisch orientiert und spricht auch das Unrecht an, das dem jüdischen Volk angetan wurde.

Von den anderen nichtchristlichen Religionen ist noch keine Rede.

Diese Vorbereitung hätte als Gesprächsgrundlage für das ein Jahr später eröffnete Konzil genügen können, wenn sich nicht der Jüdische Weltkongress am 12.6. 1961 ein Eigentor geschossen hätte.

Dessen Präsident gibt ohne vorherige Rücksprache beim Vatikan bekannt, dass er Dr. Chaim Wardi, im israelischen Religionsministerium zuständig für die Christen in Israel, als Repräsentanten des Jüdischen Weltkongresses nach Rom entsenden werde. Wardi wäre zwar für diese Aufgabe sehr gut geeignet gewesen, *„aber keine Religionsgemeinschaft hat Konzilsbeobachter benannt, ohne vorher dazu eingeladen zu werden. Vor allem aber: ein Beamter des Staates Israel beim Konzil – das ist die Bestätigung aller arabischen Verdächtigungen, das Konzil werde*

doch im politischen Sinn eine Pro-Israel-Erklärung abgeben.“ (Pesch, Seite 297)

Wieder gibt es Verdacht erregende Pressemeldungen und keine eindeutige Stellungnahme des Vatikans, was die arabische Befürchtung zu bestätigen scheint, dass hintenherum der Jüdische Weltkongress und der Vatikan zusammenspielen.

„Erfolg“ der Geschichte: Von der Zentralkommission wird das Thema auf unbestimmte Zeit abgesetzt.

Also Feuer aus?

Nein, das Gegenteil war der Fall. Die weltweit bekannt gewordene Affäre weckt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und man kann das Thema nicht mehr einfach verschwinden lassen.

Der Oberrabbiner von Rom und einzelne Konzilsväter melden sich zu Wort, Kardinal Bea verfasst eine Denkschrift an den Papst. *„Und Johannes XXIII. reagiert in einem Brief an das Konzil positiv. Daraufhin unternimmt Bea die notwendigen Schritte bei der Koordinierungskommission des inzwischen eröffneten Konzils.“ (Pesch, Seite 297)*

Angedacht ist die Erklärung zu den Juden als 4. Kapitel des Ökumenismusdekretes mit einem kurzen Hinweis auf die anderen nichtchristlichen Religionen – eine verheißungsvolle Wende und ein Sprung nach vorwärts.

Da das Ökumenismusdekret (vgl. Rundbrief 1/2014) an sich bereits reichlich Widerstand auslöste, geschah dies nun erst recht durch die Hinzufügung der Judenerklärung.

Es gab polemisierenden Widerstand von Vertretern arabischer Christen (besonders Patriarch Maximos IV.) mit teilweise sehr fragwürdigen Argumenten. *„Und manch ein Konzilsvater mag gedacht haben: Was an Rücksicht auf die Länder im Ostblock recht ist, muss an Rücksicht auf die Länder in der islamischen Welt billig sein.“ (Pesch, Seite 298)* Patriarch Maximos hatte allerdings Recht, wenn er betonte, dass das Ökumenismusdekret nur die Christen betreffe und nicht die Nichtchristen.

„Um es kurz zu machen: Die Sache endet auch auf der zweiten Tagungsperiode noch einmal mit Vertagung. Unter anderem verlegt sich das

Konzilssekretariat wieder einmal auf Verzögerungstaktik...“ (Pesch, Seite 298)

Ein Hintergrund mag allerdings gewesen sein, dass Papst Paul VI. kurz darauf vom 4.-6.1.1964 nach Israel reiste und man diese heikle Mission nicht durch eine Judenerklärung belasten wollte.

Die heftigen antiisraelischen arabischen Wortmeldungen wegen des Papstbesuches ergeben eine Blockade für den dritten Entwurf: Die Judenerklärung soll mit Abschwächungen und Auslassungen nur noch einen Anhang zum Ökumenismusdekret bilden.

Aber es kommt wiederum anders als erwartet: Gerade die Abschwächungen und Auslassungen führen zu einer intensiven Auseinandersetzung.

Der Text der 3. Fassung gelangt wieder an die Weltöffentlichkeit und löst verschiedene Reaktionen aus – argwöhnische Unterstellungen, aber auch wertvolle Hinweise auf Schwächen.

Die deutschen Bischöfe tragen zu Beginn der Debatte durch ihren Hinweis auf das schwere durch die Nazis an den Juden verübte Unrecht zu einem Durchbruch bei.

Inzwischen hat sich bei der großen Mehrheit der Konzilsväter die Überzeugung durchgesetzt, dass eine klare und eindeutige Aussage nötig ist, und dies führt zur Rückkehr zum vorausgehenden Entwurf.

Das löst aber die „Oktoberkrise“ aus, denn die arabischen Gegner der Erklärung legen noch um einiges zu und der politische und theologische Druck erhöht sich.

„Am 9 Oktober 1964 ist Plenarsitzung des Einheitssekretariates. Kardinal Bea verliest zwei Briefe des Konzilssekretärs Felici, wieder einmal „in höherem Auftrag“ – diesmal aber nicht vom Papst, sondern, so muss man schließen, von Cicognani.“ (Pesch, Seite 300)

Es geht um die Erklärung über die Religionsfreiheit und die Judenerklärung.

„Hauptziel der Initiative von Cicognani ist offenkundig, dem Einheitssekretariat die Zuständigkeit für beide Erklärungen zu entziehen... Das Ganze ist also wieder einmal ein Versuch, über klare Mehrheiten des Konzils hinweg zu entscheiden, unter Umgehung der Geschäftsordnung – und in diesem Fall nicht einmal auf Anordnung des Papstes. Aber der

Schuss geht dennoch nach hinten los.“ (Pesch, Seite 300f)

Im Telegrammstil weiter: Kardinal Bea wendet sich sofort an den Papst – der erklärt, dass er nichts entschieden habe – wichtige Bischöfe um Kardinal Frings beschwerten sich beim Papst wegen der Verletzung der Konzilsordnung – der Papst begreift, dass durch das Jonglieren mit der „höheren Autorität“ seine Autorität gefährdet ist – die Theologische Kommission lehnt ein Befassen mit der Judenfrage ab.

Diese Ablehnung war allerdings das Beste, was passieren konnte, denn damit wurde der Weg in eine zuvor gar nicht geplante Weite zu einem über die Judenfrage hinausgehenden und alle nicht-christlichen Religionen betreffenden Dokument möglich.

Paul VI. fliegt im Dezember 1964 zum Eucharistischen Kongress nach Bombay und anerkennt dort die Gottsuche der Religionen in Indien. *„Mit dieser Anerkennung religiöser Erfahrung in allen Religionen tritt der Entwurf in sein entscheidendes Stadium ein – aber noch lange nicht aus der Krise heraus!“ (Pesch, Seite 302)*

Nochmals im Telegrammstil weiter: Die Vorlage gerät in den Strudel des „schwarzen Donnerstags“ – die Debatte über die Erklärung wird vom Papst untersagt – nach der Geschäftsordnung erfolgt eine positiv ausgehende Abstimmung in der Generalkongregation, aber mit auffallend wenigen anwesenden Konzilsvätern – voreiliger Jubel der Weltpresse, obwohl die feierliche Schlussabstimmung und die Inkraftsetzung noch fehlen.

Diese voreilige Kundgabe löst in der Weltpresse einen „Heiligen Krieg“ gegen die Erklärung in der arabischen Welt aus, bei dem die wenigen besonnenen arabischen Stimmen untergehen, es kommt zu Demonstrationen orthodoxer Christen, Hetzschriften werden verbreitet, Belästigung christlicher Minderheiten im Nahen Osten geschehen...

Folge: Bemühungen zur Abschwächung des Textes bzw. überhaupt zu seiner Absetzung von der Tagesordnung – konservative Kreise unter den Konzilsvätern vereinigen sich gegen die Erklärung – in der Weltpresse werden sie als tonangebend hingestellt – der Papst verfängt sich bei der Predigt am Passions-

sonntag 1965 in missverständlichen Aussagen – noch in der Abstimmungsphase verbreiten ultrakonservative Bischöfe eine negative Abstimmungsvorlage unter den Konzilsvätern. Aber dann das gute Ende nach einem Hindernislauf, in dem oft alles zu scheitern drohte: „Am 14. Und 15. Oktober 1965 endlich ist die Endabstimmung in der Generalkongregation, am 28. Oktober die feierliche

Abstimmung in der Session, die mit der Promulgation verbunden ist. Ergebnis: 2221 Ja-Stimmen, 88 Nein-Stimmen, 3 ungültige Stimmen. Wir sagten: Nach Lage der Dinge konnte die Erklärung auch objektiv und inhaltlich gar nicht besser werden, als sie im Zuge der skandalträchtigen Vorgeschichte geworden ist.“ (Pesch, Seite 303)

Die Aussagen der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen

Gleich der erste Satz im 1. Artikel zeigt klar die gewandelte Perspektive der Kirche. Der Blick geht auf die im Zuge der Globalisierung sich begegnenden Völker der Erde und da „erwägt die Kirche mit umso größerer Aufmerksamkeit, in welchem Verhältnis sie zu den nicht-christlichen Religionen steht.“

Und dabei „fasst sie vor allem das ins Auge, was den Menschen gemeinsam ist und sie zur Gemeinschaft untereinander führt.“

Die Änderung in der Kirche fällt sofort auf:

Die Kirche schaut zuerst nicht mehr auf sich, sondern auf die anderen. Sie schaut dabei nicht auf die einzelnen zu missionierenden Nichtchristen, sondern auf die nicht-christlichen Religionen als Ganze.

Die Kirche bestimmt ihr Verhältnis nicht vom Missionsauftrag Jesu her, sondern von ihrer Aufgabe, „Einheit unter den Menschen und damit auch unter den Völkern zu fördern“.

Nicht die apologetische Unterscheidung der Kirche von den Nichtchristen, sondern ihr Interesse an ihnen steht im Vordergrund.

Der 2. Artikel ist im Zusammenhang mit den Aussagen des Konzils in der Kirchenkonstitution (Lumen gentium), des Missionsdekretes (Ad gentes) und der Pastoralkonstitution (Gaudium et spes) zu lesen, „wo jeweils festgehalten wird, dass Menschen, die von der Botschaft des Christentums nicht erreicht werden, selbst Atheisten, ‚auf Gott bekannten Wegen‘ das Heil erlangen können.“ (Pesch, Seite 304)

Das Konzil steht im Gegensatz zu früherer Enge zu einem weitherzigen Heilsoptimismus und „ihre eigene Aufgabe ist dann, unablässig Jesus Christus zu verkünden, in dem nach den Worten des Textes die ‚Fülle des religiösen

Lebens zu finden ist und ‚in dem Gott alles mit sich versöhnt hat‘.“ (Pesch, Seite 304)

Allerdings sagt das Konzil nichts, wie der interreligiöse Dialog gestaltet werden könnte. Warum nicht?

Es gab dazu weder Richtlinien noch Fachleute, denn bisher hatte ja in einer Art Einbahn nur die Kirche den Nichtchristen etwas zu sagen, ein ehrliches Wahrnehmen und Anerkennen der Wege Gottes bei und mit diesen war lediglich das Bemühen einiger weniger. Das Konzil wagte somit einen Schritt in Neuland.

Weil es in der Kirche bis zum Konzil dazu kaum Fachleute gab, fehlt in der Erklärung nicht nur eine Anleitung für den nun zu beginnenden interreligiösen Dialog, sondern die Aussagen der Erklärung selbst sind hinsichtlich der großen asiatischen Religionen teilweise reichlich dürftig ausgefallen.

Besser schaut es im 3. Artikel in Bezug auf den Islam aus, mit dem man sich bereits bisher mehr befasst hatte, weil er als eine der drei abrahamitischen Religionen gilt und der Koran in Kenntnis der Bibel des AT und NT geschrieben wurde.

Tatsache ist, dass wir auch diese kurze und in manchem recht bescheidene Initiative den nichtchristlichen Religionen gegenüber nicht hätten, wenn nicht die lange und vielfach schreckliche Schuld-Geschichte der Kirche mit den Juden zu einem Befassen mit den Weltreligionen genötigt hätte.

Man kann sich dennoch leicht vorstellen, dass sich jene, welche in gewohnter Weise die Kirche als allein im Besitz der Wahrheit und unbedingt heilsnotwendig absolut setzten,

nicht mit Formulierungen des Textes anfreunden konnten, die z.B. in Bezug auf die asiatischen Religionen lauten: *„Die katholische Kirche lehnt nichts von allem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist“* oder in Bezug auf den Islam: *„Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten...“*

Das Konzil hat Mut bewiesen. Wie schwierig aber der interreligiöse Dialog wegen der nach wie vor bestehenden Vorurteile und des zunehmenden Einflusses fundamentalistischer Gruppen zu führen ist, zeigt die Geschichte nach dem Konzil.

Der 4. Artikel, die „Judenerklärung“, ist der zentrale Teil von Nostra aetate.

Bischof *Helmut Krätzl* bietet in seinem Buch *„Das Konzil – ein Sprung vorwärts“* (Seite 72 – 74) eine kurze Übersicht zur fast 2000-jährigen *„Unheilsgeschichte einer missglückten Beziehung“* zwischen Juden und Christen. Es begann bereits im 1. Jahrhundert mit z.T. blutigen Auseinandersetzungen.

Man bezichtigte die Juden als „Gottesmörder“ der Kollektivschuld an der Kreuzigung Jesu. Die Kreuzfahrer zerstörten auf dem Weg ins Heilige Land blühende jüdische Siedlungen.

„Juden wurde die Ausübung vieler Berufe verwehrt. Ihnen gab man die Schuld an Epidemien und Unglücksfällen. Im 4. Laterankonzil verordnete Papst Innozenz III. 1215 für die Juden eigene Kleidervorschriften, sodass sie überall erkannt werden konnten. Seit dem 15. Jahrhundert mussten sie einen Spitzhut und einen gelben Ring oder einen gelben Kreis auf dem Mantel tragen. Der Judenstern der Nationalsozialisten hat also eine sehr alte und bedauerlicherweise christliche Tradition... Auch Martin Luther übernahm die mittelalterliche Judenfeindlichkeit und es ist makaber, dass die Christenheit, die gerade im Begriff war, sich zu spalten, gerade in der Judenverfolgung einig blieb.“

Und das Schlimmste dabei war, dass man noch dazu all diese Untaten theologisch rechtfertigte. Der Antijudaismus beginnt bereits in den Evangelien, in denen es oft

ohne Unterscheidung einfach pauschal heißt *„die Juden...“*.

Wenn man den Erstentwurf vergleicht mit der Endfassung, kommt man angesichts der turbulenten Entstehungsgeschichte ins Staunen:

„Alle entscheidenden Punkte aus dem Erstentwurf, alle aufgelisteten Anliegen, die sich mit dem Einsatz für die Erklärung verbanden, sind im Text aufgenommen, teilweise wörtlich wiederholt, teilweise noch eindringlicher formuliert. Es gibt sogar... wichtige Erweiterungen. So wird ausdrücklich der Vorwurf des „Gottesmordes“ nun ausgeschlossen... Theologen und Prediger werden angewiesen, mit Legenden... und mit pseudotheologischen Argumenten gegen die Juden bei der Auslegung des Alten Testaments aufzuräumen... Und noch deutlicher als im Erstentwurf ist nun auch die Verurteilung des Antisemitismus ausgesprochen...“ (Pesch, Seite 305f)

Im Artikel 5 spricht das Konzil auch Klartext gegenüber jedweder Diskriminierung und Verweigerung von geschwisterlicher Haltung. Angesichts eines alle Menschen liebenden Gottes ist es in sich unstatthaft, einem Mitmenschen geschwisterliche Haltung zu verweigern.

„Deshalb verwirft die Kirche jede Diskriminierung eines Menschen oder jeden Gewaltakt gegen ihn um seiner Rasse oder Farbe, seines Standes oder seiner Religion willen, weil dies dem Geist Christi widerspricht.“

Bedeutet eine solche Klarstellung, wenn man sich an all die engstirnigen kirchlichen Ausgrenzungen, Verteufelungen, Demütigungen und Gräueltaten in den vorausgehenden Jahrhunderten erinnert, nicht eine Wende um 180° und einen vorher nicht zu erwartenden Sprung vorwärts?

Wir können jedenfalls allen, die am Zustandekommen von Nostra aetate trotz der massiven inner- und außerkirchlichen Widerstände beteiligt waren, nur dankbar sein.

Was so lange Tradition war, das kann nicht falsch sein?

Papst Benedikt XVI. hat mit dem Motu Proprio vom 7.7.2007 den Traditionalisten zuliebe den tridentinischen Ritus als außerordentlichen Ritus wieder eingesetzt und dabei behauptet, dieser sei nie abgeschafft worden und außerdem könne, was so lange gültige Tradition der Kirche sei, nicht falsch sein.

Auch ein Papst bleibt in allem ein Mensch und daher können ihm auch Fehler unterlaufen – in diesem Fall gleich zwei.

Der alte Ritus war nämlich sehr wohl abgeschafft worden, denn sein Vorgänger Papst Paul VI. hat in der Apostolischen Konstitution vom 3.4.1969 bei der Einführung des neuen Römischen Messbuches sehr deutlich geschrieben: *„Unsere Anordnungen und Vorschriften sollen jetzt und in Zukunft gültig und rechtskräftig sein, unter Aufhebung jedweder entgegenstehender Konstitutionen und Verordnungen Unserer Vorgänger sowie aller übrigen Anweisungen, welcher Art sie auch sein.“*

Und die lange Dauer einer Tradition ist kein Beweis für deren Richtigkeit.

Es gibt eine Fülle von alten, oft von uralten – auch kirchlichen – Traditionen, die entweder von Anfang an teilweise oder ganz falsch waren oder sich durch fortschreitende Erkenntnis mit der Zeit als mehr oder weniger oder völlig falsch erwiesen haben.

Bei den vorausgegangenen Überlegungen zur Konzilsklärung *Nostra aetate* haben wir gesehen, dass das Konzil endlich mit der fast 2000jährigen theologisch und kirchenamtlich für richtig gehaltenen und nur von wenigen angefochtenen Tradition des kirchlichen Antijudaismus gebrochen hat.

Es ist also durchaus möglich, dass sich auch eine noch so alte und kaum jemals in Frage gestellte Tradition als falsch herausstellt und dass es ein Gebot der Stunde ist, diese endlich aufzugeben.

In der menschlichen Gesellschaft und auch in der Kirche gibt es viele Traditionen, die sich bei genauerem und ehrlichem Hinsehen ohne gesellschaftlich oder kirchenamtlich ideologisch gefärbte Brillen als fragwürdig oder direkt falsch erweisen.

So manche dieser Traditionen sind tabuisiert oder kirchenamtlich als bis zum Jüngsten Tag als unveränderlich festgelegt – und dies nicht selten mit der Berufung auf Gottes Willen oder den Auftrag Jesu. Darum stehe der Kirche natürlich keine Befugnis zur Veränderung zu.

Ich habe dieses Thema bereits im Rundbrief 2/2014 angeschnitten bei der Frage, was nun tatsächlich Gottes oder Jesu Christi Wille und Auftrag ist oder in Wirklichkeit das Ergebnis einer bestimmten kulturellen Entwicklung darstellt.

In einem früheren Rundbrief habe ich auch über die Macht des Umfeldes geschrieben, die sich auch in Bezug auf das Verständnis Jesu und seiner Botschaft und deren Weitergabe sehr deutlich zeigt. Das Umfeld hat sich oft als stärker als noch so gute und richtige Korrekturen erwiesen.

Der Patriarchalismus – Gottes Wille oder doch nur Ergebnis kultureller Entwicklung?

Die Frauen in der Kirche unterliegen immer noch bestimmten einschränkenden Traditionen. Hinsichtlich der Öffnung des Zugangs von Frauen zum Weihepriestertum habe ich bereits im Rundbrief 2/2012 unter im Kapitel „Christlicher Glaube und Deutungshoheit“ einiges geschrieben.

Oft geht es nämlich gar nicht um Fakten, sondern um deren Deutung, und wer die Deutungshoheit hat, der bestimmt auch die Deutung. In der katholischen Kirche kommt dem Lehramt und dem Papst eine besondere Deutungshoheit zu.

Papst Johannes Pauls II. ist inzwischen heilig gesprochen. Dass er in vieler Hinsicht ein hervorragender Mensch, Christ und Papst war, dass nicht nur die katholische Kirche, sondern die Menschheit ihm viel verdankt, steht außer Zweifel. Der früher in Linz und jetzt in Innsbruck lehrende Dogmatikprofessor *Dr. Józef Niwiadomski* schrieb daher anlässlich der Heiligsprechung am Barmherzigkeitssonntag (27.4.) in der *Linzer Kirchenzeitung* vom 17.4.: *„Als ich bei seiner Beerdigung die Transparente „santo subito“ (sofort heilig) las,*

dachte ich: eine „spontane“ Heiligsprechung dieses Papstes würde seinem Leben gerecht...“

Er schrieb aber auch: *„Wie alle großen Heiligen (siehe Augustinus) hat auch dieser Mann seine Schattenseiten...Auch Heilige sind letzten Endes bloß Menschen.“*

Im Laufe der Kirchengeschichte hat sich das Papsttum zwar selbst ständig weiter erhöht, aber auch Päpste bleiben Menschen und so wie jeder Mensch darum von ihrer Lebensgeschichte und ihrem kulturellem Umfeld geprägte Kinder ihrer Zeit.

Bekanntlich hat Papst Johannes Paul II. mit der Berufung auf Jesus, der dafür der Kirche keine Bevollmächtigung gegeben habe, endgültig in seinem Apostolischen Schreiben vom 22.5.1994 entschieden, dass eine Zulassung von Frauen zum Weihepriestertum nie möglich sein werde.

Der Priester handle in persona Christi und der Mann Jesus Christus könne eben nur von einem Mann repräsentiert werden.

Man bemühte sich seither sogar, diese lehramtliche Entscheidung als einem Dogma nahe zu interpretieren oder sie überhaupt gleich wie ein Dogma zu handhaben.

Papst Franziskus hat auf die Frage nach der Zulassung von Frauen geantwortet, dass dafür die Tür zu sei.

Das haben manche so ausgelegt, dass sie derzeit zu ist, dass er aber nicht gesagt habe, dass sie auch für immer zu bleibe. Stimmt, das hat er nicht gesagt. Es ist allerdings nur eine Meinung, dass er damit offen gelassen habe, ob sie auch für Dauer zu bleibe.

Ein nüchterner Blick auf die Haltung des Großteils der Hierarchie zeigt sofort, dass er mit einer Öffnung eine noch viel weitreichendere Kirchenspaltung lostreten würde, als sie durch Konzilsbeschlüsse mit Lefebvre und den Piusbrüdern passierte.

Eine Änderung scheint unmöglich zu sein, aber vielleicht schreibt eine Frau klare Worte an ihn, wie sie die inzwischen 83-jährige deutsche Theologin *Thea Münch* 1965 als letzte ihrer Konzilsbeiträge an die Konzilsväter richtete – und er hört auf sie: *„Bitte nehmen Sie die Frauen ernst und für volle Glieder der Kirche, solange es noch Zeit ist, solange sie noch am Gottesdienst teilnehmen. Wenn die Frauen en*

gros einmal die Konsequenz daraus gezogen haben, dass sie im Gottesdienst und in der Kirche laufend negiert werden, ist es zu spät, und es wird ähnlich schwer sein, sie für die Kirche zurückzugewinnen, wie es bei den Arbeitern der Fall ist.“ (Kirche In Nr. 4/2014)

Ich bin der Sohn eines Arbeiters, den die klerikale Kirche durch ihre Uneinsichtigkeit verloren hatte. Er blieb ein tief Glaubender und Gott Vertrauender, aber mit dem Klerus wollte er über 40 Jahre lang nichts mehr zu tun haben. Ich erinnere mich noch sehr gut an die nicht zählbaren jahrelangen Gebete und Gespräche, bis er endlich unter all die von Klerikern und „Schwarzen“ ihm angetanen Verletzungen einen Schlussstrich ziehen und ich ihm bei der Primiz die Kommunion reichen konnte.

Dass die Kirche immer wieder ganze Gruppen ihrer Mitglieder, etwa die Wissenschaftler und dann die Arbeiter verlor, hat sie zu einem großen Teil durch die Verweigerung des Eingehens auf durchaus berechnete Anliegen selbst verursacht.

Hinsichtlich der Frauen ist es nun dasselbe.

Ich habe die Frage nach der Zulassung von Frauen zum Weihepriestertum nur als Beispiel angeführt, es ist aber wohl unbedingt nötig, die kirchliche Tradition, die dies unmöglich macht, in einem größeren Zusammenhang zu sehen – in der geschichtlich gewachsenen gesellschaftlichen und religiösen Rolle des Mannes und der Frau.

Das ist ein sehr spannendes Thema und zeigt uns rasch, auf welchen tönernen Füßen so manche als absolut sicher ausgegebene Lehre und als einfach so gegeben und nicht hinterfragbar auch eine uralte Tradition stehen kann. Häufig bildet nicht die Natur oder eine Offenbarungswahrheit die Grundlage, sondern lediglich eine bestimmte Deutung – und diese wurde von jenen in die Welt gesetzt, die über die Deutungshoheit verfügen.

Oft habe ich bereits geschrieben, bei vielen Vorträgen, Predigten und Gesprächen betont, dass man das Heute nur aus dem Gestern verstehen und die Zukunft nur aus dieser Kenntnis heraus gestalten kann. Die Geschichte ist die Summe alles bisher Entstandenen und Gewordenen, ist der

Boden, auf dem wir stehen und dessen Zusammensetzung uns im persönlichen und kollektiven Bewussten und Unbewussten maßgeblich bestimmt.

Alle Traditionen sind im Laufe dieser Geschichte entstanden. Sie haben sich etabliert und bestehen heute noch oder sie waren nur über bestimmte Zeiträume tonangebend. Sie haben bzw. hatten ihre Bedeutung nur für begrenzte Gebiete oder für große Teile der Menschheit.

In der Bibel des AT und des NT wird uns sehr deutlich aufgezeigt, welche eine umfassende Bedeutung die verschiedenen Traditionen haben und wie sie das gesamte menschliche Leben prägen.

Jesus wurde in die damals geltende jüdische Tradition hineingeboren. Er ist in ihr aufgewachsen und sie hat ihn bis zu seinem Tod geprägt.

Er hat aber nicht einfach alles kritiklos übernommen. Dass er das nicht getan, sondern alte und „heilige“ Traditionen als sinnlos oder widergöttlich erklärt und bewusst übertreten hat, war ein maßgeblicher Grund dafür, dass ihn vor allem jene Teile Israels abgelehnt haben, denen die religiöse Tradition als unantastbar galt, und dass man ihn schließlich als Störenfried der „heiligen Ordnung“ und als „Ketzer“ umgebracht hat.

Die Stellung der Frau in Israel zur Zeit Jesu

Die bekannte evangelische Theologin *Hanna Wolff* beschrieb in ihrem Buch *„Jesus, der Mann“* Jesus und das Umfeld Jesu in Bezug auf die Stellung der Frau.

Das Kapitel beginnt mit einer nicht gerade befreienden Feststellung: *„Die Umwelt, auf deren Hintergrund Jesus zu sehen ist, ist ein ausgesprochenes Patriarchat, ein hartes und starres Patriarchat, einzelne mildere Züge fehlen ihm nicht, aber allzu oft ist es ein grausames und unbarmherziges.“* (Seite 75)

Sie führt aus, dass in der damaligen jüdischen Gesellschaft *„eine ausgesprochene Animosität (= feindselige Einstellung) allem Weiblichen gegenüber geradezu zum Gesetz der Gesellschaft erhoben war. Es waren die Männer, die Gott jeden Tag im Gebet dafür dankten, dass er sie nicht als Nichtisraeliten oder Unwissende, vor allem aber „nicht als*

Weib geschaffen habe“. Sie, die Männer, hatten ja auch am meisten Grund zu solchem Dank, sie wussten nur zu gut, warum sie ihn aussprachen und ständig wiederholten.“ (Seite 76)

Dabei ist natürlich zu beachten, dass die antike Welt als Ganze eine auf den Mann hin ausgerichtete war. Der Mann steht in der Mitte, in der alttestamentlichen Welt aber teils noch stärker als im gesamten Umfeld. In der weltlichen und biblischen Literatur gibt es Beispiele für ein wertschätzendes und liebevolles Verhalten von Männern gegenüber Frauen, aber das war nicht die Regel.

Im Allgemeinen herrschte eine abwertende Einstellung gegenüber allem Weiblichen.

Hanna Wolff zählt dazu u.a. auf: Die Geburt eines Mädchens gilt als Unglück; die Ehefrau ist ihrem Mann unterworfen und hat ihm, auch wenn sie selbst Sklavinnen in die Ehe mitgebracht hat, die Füße zu waschen; die Frau *„ist ein Wesen niederer Art, wie vor allem im sexuellen und religiösen Bereich deutlich wird“*; Menstruation und Beischlaf sind unrein; mit der sexuellen Abwertung wird eine allgemein menschliche und moralische Minderwertigkeit verbunden: *„Die Frau ist „genäschig, horchsüchtig, träge und eifersüchtig“, sie ist „unzuverlässig“ und „lügt“, und darum darf sie kein öffentliches Zeugnis ablegen. Man soll sie meiden, wo man kann, nicht nur auf der Straße, überhaupt nicht unnötig mit ihr reden. Man soll ihr „überhaupt keinen Gruß entbieten“, auch der eigene Mann nicht...“* (Seite 77)

Alles lang vorbei? Ich erinnere mich, wie ich 1955 als Seminarist mit Verwunderung feststellte, dass viele meiner Kollegen das weibliche Personal im Priesterseminar nicht grüßten. Da kam wohl zur kollektiv bewussten oder unbewussten traditionellen Stellung als Mann noch die klerikale Überheblichkeit dazu.

Wenn die Frau gesellschaftlich so gesehen wird, dann wirkt sich dies selbstverständlich auch in ihrer religiösen Stellung aus. Wie für Kinder und Sklaven gilt auch für sie: *„Sie haben einen irdischen Herrn, dessen Dienst sie so voll beansprucht, dass für den himmlischen Herrn keine Zeit mehr bleibt, wie es heißt.“* (Seite 78)

Es geht also nicht nur darum, dass die Frau dem Mann und der Mann der Frau gefallen will und daher für Verheiratete keine Zeit mehr bleibt für den religiösen Dienst, wie der Apostel Paulus dies im ersten Brief an die Korinther darlegt und warum er deshalb die Ehelosigkeit empfiehlt (vgl. 1 Kor. 7,32-35)

Es geht um die grundsätzliche gesellschaftliche Stellung der Frau als Eigentum des Mannes, dem sie zur Verfügung zu stehen hat. In der älteren Fassung der 10 Gebote wird die Ehefrau gemeinsam mit Acker, Vieh u.a. als Besitz des Mannes ausgewiesen.

Die Verehrung Gottes, der Gottesdienst und die Weitergabe der Religion ist Männersache. Eine logische Folge ist, dass einerseits für die religiöse Erziehung der Söhne der Vater zuständig ist und dass es für die religiöse Erziehung der Töchter keine Verpflichtung gibt.

„Und Eiferer unter den Lehrern schließen die Frau so fanatisch aus jeder Tora-Nähe aus, dass es heißen kann: „Mögen die Worte der Tora verbrannt werden, aber man soll sie nicht den Weibern ausliefern.“ (Seite 78)

Paulus stellt allerdings den „rechtgläubigen“ Männern im damaligen Israel wegen ihres zu Gottes Willen im krassen Widerspruch stehenden Lebens ein vernichtendes Zeugnis aus (vgl. Röm 2, 17 – 24) und schließt: „Euret wegen wird unter den Heiden der Name Gottes gelästert.“

Die überhebliche, demütigende und entwertende männliche Haltung gegenüber allem Weiblichen ist das Ergebnis bestimmter kultureller Entwicklungen, aber keineswegs Offenbarung und Wille Gottes.

Jesus war von dieser Kultur umgeben, aber *„Jesus ist der ‚seltsame Mann‘, so hat man ihn genannt, der sich von seinem geschichtlichen Hintergrund völlig abhebt“*, stellt Hanna Wolff fest. (Seite 80)

Jesus wird als der „ganz Andere“ erlebt. *„Die mit Jesus Konfrontierten geraten darum in existentielle Verwirrung, in existentielle Angst, sie fühlen sich zunächst ins Bodenlose, ins völlig Neue hinausgehoben.“* (Seite 80)

Beigetragen für die konkrete Wahrnehmung Jesu hat vieles, *„wir behaupten aber, dass es der zentrale Aspekt zum Verständnis Jesu ist, der darum unerlässlich ist, dieser nämlich:*

Jesus ist der erste Mann, der die Androzentrismus der antiken Welt durchbrochen hat. Die Despotie der nur-männlichen Werte ist abgesetzt. Jesus ist der erste, der die Solidarität der Männer gesprengt hat, das heißt der nicht-integrierten Männer, ihre anti-feminine oder animose Haltung. In Jesus steht der erste nicht-animose Mann vor uns.“ (Seite 80f)

Animos zu sein heißt, dass der Mann die Anima, den weiblichen Teil des Menschseins in sich abgespalten hat und nach außen hin allem Weiblichen abwertend begegnet und ihm feindlich gegenübersteht bis hin zur Dämonisierung. Die Frau wird zur Trägerin seines auf sie projizierten Schattens. So wird er zu vielem wesentlich Menschlichen, etwa zum Mitgefühl, unfähig und ist nicht dazu imstande, die Frau als Frau wertschätzend wahrzunehmen und ihr sachlich zu begegnen.

„Nun, Jesu engere und weitere Umwelt war androzentrisch oder patriarchalisch ausgerichtet, sie war animos. Jesus ist es nicht, Jesus ist die große Ausnahme, die unverwechselbare könnten wir im Rückgriff auf vorher Gesagtes hinzusetzen. Jesus begegnet der Frau mit spontaner Selbstverständlichkeit, ohne Ressentiment, vielmehr mit einer partnerschaftlichen Sachlichkeit. Die spontane Selbstverständlichkeit ist das diametrale Gegenteil der Animosität. Nicht zuletzt dieser Haltung wegen wird er verfolgt, sie wird ihm zum Schicksal.“ (Seite 82)

Kein Rabbi hätte sich damals mit Jüngerinnen, wie sie Jesus um sich scharte, umgeben.

Frauen gehören bei Jesus nicht irgendwie nebenbei, sondern wesentlich und ständig dazu.

Frauen bleiben beim Kreuz und Frauen werden zu ersten und bedeutenden Boten seiner Auferstehung.

Wenn wir uns die biblischen Berichte ansehen, merken wir in ihnen auf den ersten Blick bei einer ganzen Reihe von Stellen, dass der maßgebliche Zwölferkreis im alten Schema gefangen blieb: *„Diese zwölf männlichen Jünger vertreten tatsächlich das animos männliche Element, so gut sie nur können, trotz des Vorbildes Jesu.“* (Seite 84)

Jesus wehrte sich dagegen, es änderte sich aber kaum etwas: „*Der Überlieferung nach tut er es nachdrücklich und immer wieder, denn gerade in dieser Beziehung ackerte er steinigen Boden.*“ (Seite 85)

Jesus beklagte sich nicht bloß einmal über das Unverständnis seiner Jünger vgl. (Mk 4,13; Mk 8,17: 9,32) – genannt werden da im Text immer nur die Jünger, nie die Jüngerinnen.

Es ist eine unleugbare Tatsache, dass sich gerade hinsichtlich der herrschenden Animosität das Umfeld als stärker erwies als das, was Jesu vorlebte.

Nur ein Beispiel: Alle Evangelisten berichten, dass Frauen als erste ans Grab kamen und die ersten Boten der Auferstehung waren – als „Apostolinen“ der Apostel – , aber für diese war ihr Bericht genauso, wie man das eben Frauen allgemein zuschrieb, bloß „Weibergeschwätz“.

Paulus setzt in seiner Aufzählung der Auferstehungszeugen Petrus an die erste Stelle, dann folgen die Zwölf und weitere „Brüder“, aber er erwähnt keine einzige Frau (vgl. 1 Kor 15, 1-8).

Könnte man da nicht das Zitat anführen: „Man merkt die Absicht und ist verstimmt“?

Ich denke, dass weder die Evangelisten noch Paulus bewusst das ganz andere nicht-animose Sein und Tun Jesu unterschlugen, dass es also zumindest weitgehend gar kein absichtliches Vorgehen war, um das animose Umfeld aufrecht zu erhalten. Sie handelten einfach als Angehörige des vorhandenen animosen Umfeldes aus der Macht der Gewohnheit so und die Macht dieses Umfeldes erwies sich – nicht nur in diesem Fall und in vielem bis heute! – als stärker als Jesus und seine befreiende Botschaft.

In der unmittelbar auf Jesus folgenden Zeit der Urkirche können wir zwei Traditionsstränge erkennen: Den neuen nicht-animosen im Sinne Jesu und den mehr oder weniger animosen in der gewohnten Weise des Umfeldes.

Für beide finden sich eine Reihe von Beispielen in der Apostelgeschichte und den Briefen.

Dabei ist deutlich zu erkennen, wie die Gewohnheit des Umfeldes und die Einflüsse durch die Inkulturation das von Jesus begonnene nicht-animose Neue verdrängen

und sich die alte animose Gewohnheit wieder breit macht.

Was manche Kirchenväter oder gar später im Mittelalter angesehene Theologen an Unsinn über Frauen schreiben, führe ich lieber nicht an – es handelt sich um typische Schattenprojektionen von animosen Männern. Man hat sie dennoch heilig gesprochen.

Dennoch?

Oder eher deshalb, weil sich der Klerus mehrheitlich ungeachtet des eindeutigen Andersseins Jesu bereits wieder voll und ganz im animosen Fahrwasser befand?

Vieles gäbe es zum Thema Tradition, zum Patriarchalismus, zur Animosität, zum integrierten Menschen, zu Jesus als dem neuen Menschen und nicht-animosen Mann, zur weiteren diesbezüglichen Entwicklung in der Kirche in Bezug auf die Frauen und zu einer gerade auf diesem Gebiet unbedingt nötigen Neuorientierung an Jesus zu sagen bzw. zu schreiben.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist Dir zu zeigen, dass vieles, was vielleicht bereits Jahrhunderte oder gar Jahrtausende Tradition lang ist, deshalb noch lange nicht auch richtig sein muss. Es kann sehr wohl falsch sein, aber die Macht des Umfeldes, die Macht von Lobbys, fest etablierte Ideologien oder einfach die Gewohnheit lassen kein Umdenken und keinen neuen Weg zu.

Jedenfalls ist vieles, was seitens der Kirchenleitung als „Wille Gottes“ oder „Vorgabe Jesu“ hingestellt wird, bzw. was man meint, wegen Jesus nicht erlauben zu dürfen, keineswegs haltbar.

Der genaue Blick auf Jesus zeigt für nicht wenige Vorstellungen, dass nicht die geltende Tradition, sondern gerade deren Gegenteil ihm und seiner Botschaft entsprechen würde.

Vielleicht ändert sich daran nun doch in absehbarer Zeit und nicht erst in Jahrhunderten etwas, nachdem endlich einmal nicht ein Mensch, dem bei einer ähnlichen Äußerung wohl antirömische Affekte oder Papstfeindlichkeit unterstellt würden, *Papst Franziskus* selbst sagte: „*Die Gnade ist wichtiger als die ganze Bürokratie: Wie oft führen wir uns in der Kirche auf wie eine Fabrik, die Hindernisse produziert, damit die Leute nicht zur Gnade kommen!*“

Er hat inzwischen auch reichlich oft ähnliche Bemerkungen nicht nur zur Bürokratie, sondern auch zu vielem anderen, etwa zum Klerikalismus gemacht.

Vom Hohen Ross absteigen, auf Augenhöhe miteinander reden, mit liebenden statt mit argwöhnischen Einstellungen aufeinander zu- und miteinander umgehen, zueinander und füreinander die Wege ebnen statt jahrhundertealte Gräben und Mauer verteidigen, statt nach erstarrten Ideologien nach dem Hausverstand urteilen... Ist das wirklich alles so schwierig und kompliziert, dass es als unmöglich hingestellt wird?

Vieles geht ganz einfach, sobald man ernstlich will.

Genauso wie man auf allen Ebenen die Nachfolge Jesu leben kann. Papst *Johannes XXIII.* brachte es in seiner oft so treffenden einfachen Sprache auf den Punkt: „*Man kann mit dem Hirtenstab in der Hand heilig werden, aber ebenso gut mit einem Besen!*“

Gut, dann greifen wir zu – als die, die wir sind, und mit dem, was uns an Möglichkeiten gegeben ist! Und das im Wissen und Glauben, dass wir weit mehr Möglichkeiten haben, als wir auf den ersten Blick merken, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten Gottes mit.

Dein Bruder



Termine

Gottesdienst in Brunnenthal: Jeden 2. Freitag im Monat um 19:30 Uhr in der Pfarrkirche.

Einmal im Jahr – im September und im Oktober – wird um einen Beitrag für die Kirche gebeten.

Glaubensseminar mit MMag. Dagmar Ruhm, Pfarrassistentin St. Franziskus, & Team

Thema: *Das Leben ordnen – nach Ignatius von Loyola*

Jesus möchte uns in allen unseren Lebensumständen begleiten, froh und glücklich machen; wo nötig, Hindernisse beseitigen, Brücken bauen, uns befreien, verändern, heilen ... Wir sind eingeladen, uns voll Vertrauen auf diesen Prozess einzulassen

Jeden Dienstag im November, jeweils 19.30 – ca. 21.30 Uhr

Lobpreis, Vortrag, Gruppengespräche, Klärung von Fragen im Plenum, Beichtgelegenheit, Gebet in persönlichen Anliegen / Vorher (18.45) Hl. Messe oder Wortgottesdienst

Pfarrzentrum Braunau – St. Franziskus, 5280, Sebastianistr. 20, Tel.: 0676/87765048

- 4. 11.: Mein Lebensweg – meine Persönlichkeit – die Zukunft, die ich erwarte
- 11. 11.: Ich und die anderen – meine Beziehungen: zu Partner/in, Kindern, Eltern, Freunden, Kollegen und Kolleginnen, Vorgesetzten ... Konflikte und Versöhnung ...
- 18. 11.: Ich in der Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kirche ... Ohnmacht, Revolte, Glaube, Sauerkeit?
- 25. 11.: Abschlussgottesdienst „Wenn Gottes Wirken zu Veränderungen führt“, zu dem auch Pfr. Franz Schobesberger kommen wird. Predigt, Zeugnisse, Heilungsgebet

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 022031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe percue